AUTHOR:

BOCK, WILHELM

TITLE:

HOMERISCHE POESI MIT VERGLEICHENDER...

PLACE:

MARIENBURG

DATE:

1882

Master Negative #

91-80338-12

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

881D
B63

Bock, Wilhelm
Homerische poesie mit vergleichender betrachtung des epos von andern völkern, erster teil, von Wilh. Bock ... Marienburg, Giesow, 1882.
35 p. 24 cm.

"Programmabhandlung des K. Gymnasiums zu Marienburg."
No more published.

44356

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

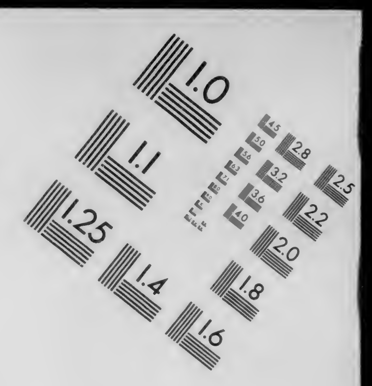
FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 14x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 11-27-1991 INITIALS Cmilian
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202



Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

Inches

MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

BOCK
Homerische Poesie


SIGILLUM COLLEGII COLUMBIÆ NOVI EBORACI.
IN LUMINE TUO VIDEBIMUS LUMEN

Homerische Poesie

mit

vergleichender Betrachtung

des Epos von andern Völkern.

Erster Teil.

Von

Wilh. Bock,
Gymnasial-Oberlehrer.

Programmabhandlung des Königl. Gymnasiums zu Marienburg.

1882. Progr. Nr. 32.

Marienburg.
Druck von L. Giesow.
1882.

Homerische Poesie

mit vergleichender Betrachtung

des Epos von andern Völkern.

Erster Teil.

Das Wort „Homer ist der grösste Dichter aller Völker und aller Zeiten" tönt jetzt aus dem Munde eines jeden, der nur irgendwie Anspruch auf Bildung erhebt, und man sollte denken, dass die meisten mit diesem Worte ein wohl verstandenes Urteil aussprächen. Schon in den unteren Klassen der höheren Schulen werden ja die Knaben durch anregende Erzählungen aus den Mythen und Sagen des klassischen Altertums auf den herrlichen Homer hingewiesen; fünf Jahre lesen die Schüler der oberen Klassen den Homer und die grossen Dichter unserer Nation, welche den alten Sänger bald in begeistertem Liede feiern, bald in ruhiger Betrachtung dem Verstande seine Schönheiten enthüllen; die gelehrten Männer der Hochschulen sind voll des Lobes für den göttlichen Homer, den sie wieder und wieder als das vollkommenste Muster der Poesie, als naiven Darsteller eines naturwüchsigen, edlen Volkslebens bewundern. Kann man den Homer schöner preisen, als Düntzer es thut in seiner Einleitung zur Odyssee? „Wir müssen uns den herrlichen homerischen Dichtungen mit voller, offener Brust hingeben, um jene klare Heiterkeit sinnlichen Lebens, jene frische Fülle reiner Natur, jene sonnige Anmut einer nie ausschweifenden, stets Mass und Ziel in sich selbst findenden Einbildungskraft, jenen unendlichen Wohlklang, Fluss und Glanz der Sprache ganz zu empfinden, welche sein Volk den göttlichen Homer, den es ohne weiteres den Dichter nannte, freudig bewundern liessen, welche durch alle folgenden Jahrhunderte die edelsten Herzen bewegt und auch unsere neuere deutsche Dichtung seit den siebziger Jahren des verwichenen Jahrhunderts so nachhaltig befruchtet haben. An dem ewig jungen Dichter soll die Jugend sich das Herz erwärmen, den Sinn für volle, reine Natur stärken; dann wird er als anmutiger Begleiter zugleich mit der Erinnerung an die schöne Zeit, wo sein Stern uns zuerst aufging, mit unwiderstehlicher Gewalt, die er auf jedes reine Gemüt ausübt, unser ganzes Leben erhellen."

Wohl dem Jünglinge, der von sich sagen kann: ja die Schönheiten der homerischen Poesie habe ich erkannt und ihre Wirkungen an mir selbst verspürt; wohl dem Manne, der sich gern erbaut und erfrischt an dem einfachen, natürlichen Wesen homerischer Helden, wenn ihn Unwillen über die Verkehrtheit der modernen Zeit ergriffen hat.

Aber viele erreichen dieses Ziel nicht, und es ist auch gar nicht so leicht zu erreichen, als es den Anschein hat. Wörter, Satzbau, Realien bieten bei den jetzigen, nur gar zu vorzüglichen Hülfsmitteln bald keine Schwierigkeiten mehr; mit Leichtigkeit lernt der Schüler nach kurzer Zeit den Homer oberflächlich lesen und verstehen, und er glaubt dann genug zu wissen, da er ja den Vers skandieren, die Formen erklären und einige interessante Mythen und Sagen auf Verlangen des Lehrers wiedererzählen kann. Wer aber nicht das schöne Wort Düntzers an sich zur Wahrheit macht, der hat den Homer nicht gelesen oder nicht verstanden, mag er auch jede Zeile noch im Mannesalter übersetzen können.

Viele Jahrhunderte haben den Homer nicht mehr verstanden, welche den Vergil als den König der Dichter auf den Schild erhoben; die Erneuung der klassischen Studien zu einer Zeit, wo man sich wieder auf sein Menschtum besann, hat uns die Würde und Schönheit homerischer Poesie wieder aufgedeckt. Aber wie Winckelmann erst uns das Jdeal griechischer Kunst auf dem Gebiete der Skulptur vollständig erkennen liess, so haben auch erst in der neueren Zeit unsere Dichter Herder, Schiller, Göthe und vor allen der unübertreffliche Kritiker Lessing uns die stille Grösse und ideale Einfalt der homerischen Poesie in ihrer ganzen Bedeutung erfassen und bewundern gelehrt.

Haben jedoch nicht auch andere Völker Werke geschaffen, welche mit Homer verglichen werden dürfen? Gewiss; denn jedes Volk, das eine Sprache hat, erfreut sich auch der Poesie, und jedes Volk, das nur einige geschichtliche Bedeutung errungen, hat die Thaten seiner Helden durch epische Lieder verherrlicht. Es ist bekannt, welch' überraschende Resultate die vergleichende Behandlung der Sprachen d. h. der einzelnen Wörter in ihren Stämmen und in ihrer Bildung gewonnen hat. Sollte nicht eine ähnliche Betrachtung der Poesie und bei der Lektüre des Homer zunächst der epischen uns tiefer einführen in die Geheimnisse dichterischen Schaffens und solche Schöpfungen besser kennen und geniessen lehren? Der grosse Philologe M. Haupt sagt: „Fast alle Völker von einiger Kulturentwickelung haben eine Periode, in welcher bei ihnen ein Epos entsteht. Darum ist diese Periode nicht gesondert bei einem einzelnen Volke zu behandeln; der Naturforscher betrachtet eine Species nicht bloss in ihrem Sonderauftreten in einem einzigen Lande; ebenso soll der Philologe, der sich mit dem Epos beschäftigt, sich nicht auf das Vorkommen desselben bei einem einzigen Volke beschränken, sondern die Erscheinung desselben, wo auch immer sie auftritt, um aus der zusammenstellenden Vergleichung Wesen und Gesetze der ganzen Gattung zu erkennen.“ Das Wort dieses durch sein methodisches Verfahren berühmten Mannes empfiehlt bei der Betrachtung des Epos nichts Anderes als die induktive Methode, welche die Neuzeit ja in allen Wissenschaften mit so grossem Erfolge anwendet, und die Behauptung ist so wahr, dass nur ein kleiner Versuch hinreicht, um die Richtigkeit derselben zu erkennen. Sollte diese Methode in beschränktem Masse angewandt nicht auch ihre Bedeutung haben für den Unterricht der Jugend? Gestützt auf Erfahrung glaube ich diese Frage bejahen zu dürfen. Seit längerer Zeit habe ich es versucht, die Schüler unter meiner Anleitung das Nibelungenlied und das Götheische Epos „Hermann und Dorothea“ mit der homerischen Poesie vergleichen zu lassen. Die Lektüre des Nibelungenliedes und des Götheischen Epos gewann dadurch ein ungemein lebhaftes Interesse, das Verständnis wurde ein tieferes, die Ehrfurcht vor der vaterländischen Literatur eine grössere. Die Nibelungenlieder, ein uraltes Vermächtnis unserer Vorfahren, sind eine treue, naiv erzählende Darstellung der altdeutschen Helden in ihren Thaten, in ihrem eisenfesten, naiv edlen Wesen, wie sie das ganze Volk Jahrhunderte lang in seinen Mythen und Sagen verherrlichte; kurz sie sind ein Volksepos im höchsten Sinne des Wortes, das freilich seine jetzige Gestalt und Vereinigung zu einem festeren Ganzen erst im Anfange des 13. Jahrhunderts erhalten

hat. Ein Volksepos in diesem Sinne kann die moderne Zeit nicht mehr schaffen; wenn ihr auch nicht grosse Männer fehlen und ein gesangfrohes Volk, Sitten, Gewohnheiten sind ganz andere geworden; die naive Art zu fühlen und zu handeln finden wir nicht mehr bei den Männern, welche die Völker lenken. Aber ganz verschwunden ist die anheimelnde Art naturwüchsigen Wesens nicht; sie hat sich erhalten in manchen Dörfern und Städten auf dem Lande, wo sie der suchende Genius unseres grössten deutschen Dichters wiederfand. „Deutschen selber führe ich euch zu, in die stillere Wohnung, wo sich nah der Natur menschlich der Mensch noch erzieht.“ Göthes Hermann und Dorothea ist eine freie, geniale Schöpfung, aber Homers Poesie erkennen wir, man möchte sagen, in jeder Zeile wieder. Sollte nun also ein Vergleich dieser beiden dem Homer so ähnlichen Gedichte nicht eine interessante und lehrreiche Aufgabe für die Schule sein? Man könnte den Kreis der Vergleichung noch weiter ausdehnen, doch ich will und muss mich beschränken*)

Eine hervorragende Schönheit dieser Dichtungen ist die Naivität, d. h. jene Einfachheit und Natürlichkeit in den Worten und Werken der Menschen und hier auch in der Darstellung derselben, welche uns um so mehr anmutet, je seltener wir solchen Menschen und solcher Darstellung in der modernen Zeit begegnen. Der naiven Art zu fühlen und zu denken steht der Knabe näher; aber um so weniger ist diese Art, welche manchem unverdorbenen Gemüte in der Jugend noch eigentümlich ist, dem Schüler auffällig, und um so mehr muss er auf dieselbe hingewiesen werden. Am stärksten ist diese Naivität bei den Göttern und Helden der homerischen Dichtung ausgeprägt. Und konnte es anders sein auf jener Stufe der nationalen Bildung und Gesittung? „Die Götterlehre der Griechen“, sagt Schiller, (naive u. sent. Dichtung S. 181 Ausg. v. 1847) „war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft.“ — „Die griechischen Götter sind nicht absolut vollkommen, sondern menschlich beschränkte Wesen. Die Vorstellung von der Gottheit gelangt nicht über das Menschenideal hinaus, es ist nichts von dem Menschen qualitativ Verschiedenes“. (Nägelsbach.) Die Götter Homers sind nicht von Ewigkeit her, vielmehr in der Zeit geboren; sie haben einen Körper nach Art der Menschen, sind dem Schmerz und der Krankheit, aber nicht dem Tode unterworfen, an Raum und Zeit gebunden. Die Griechen rühmen von ihnen: sie sehen und wissen alles, *οἱ θεοὶ πάντα ἴσασι*, und in der Wirklichkeit werden sie öfter getäuscht; die Griechen rühmen ihre Allmacht, aber wie oft begegnen wir ihrer Ohnmacht; die Griechen rühmen die Heiligkeit und Gerechtigkeit ihrer Götter, aber wie oft lassen sich dieselben durch ihre Leidenschaften zu unerlaubten und ungerechten Handlungen verleiten. Einsichtig erklärt diese Widersprüche Nägelsbach, indem er sagt: „Die Menschen Homers denken besser von ihren Göttern, als diese wirklich sind; es ist die Erscheinung derselben der Vorstellung, die sich der Mensch von ihnen bildet, durchaus nicht angemessen; oder es ist vielmehr die Vorstellung, trotz ihres Bemühens im Denken der Gottheit sich selbst vom Irdischen zu entkleiden, unmittelbar eodem actu wieder irdische menschliche Vorstellung.“ Aber trotz all' dieser Schwächen weiss Homer die Götter mit einer Würde und Erhabenheit zu umgeben, welche die philosophisch gebildeten Dichter und Künstler der Perikleischen Zeit mit der höchsten Bewunderung erfüllte. Regten nicht die bekannten homerischen Verse, Jl. 1, 528—530, in dem Künstler Phidias die ideale Schöpfung des olympischen Zeus an, eine Darstellung der Gottheit so erhaben, dass die ganze folgende Zeit auch nicht die unsrige dieselbe übertroffen hat.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die homerische Naivität nach allen ihren Seiten erschöpfend zu behandeln; greifen wir einige Züge heraus, in denen sich dieselbe in augenfälliger

*) Die epischen Gedichte Vergils werde ich später in einer vergleichenden Betrachtung behandeln.

Weise darbietet. Die Götter Homers bilden eine grosse Familie. Sie wohnen auf dem Berge Olympos in Thessalien, der über die Wolken hinausragt und von ewig heiterem Himmel umglänzt wird. Dort hat jeder Gott einen herrlichen Palast, vom Erzkünstler Hephaistos aus strahlendem Metall erbaut; in der Mitte erhebt sich über alle der Königspalast des Zeus, des Vaters der Götter und Menschen. Dort versammeln sich die Götter zu fröhlichen Gelagen und zu ernstem Rat. Besonders naiv sind die Familienscenen auf dem Olymp, in solchem Masse, dass man oft lachend ausrufen muss: tout comme chez nous autres hommes. Wer erinnert sich nicht aus dem ersten Buche der Jlias (v. 498—530) der Göttin Thetis, wie sie den allmächtigen Zeus um Rache anfleht für ihren, von Agamemnon schimpflich behandelten Sohn Achilleus? Als sie hinkam, fand sie den Kroniden nachdenkend allein auf dem höchsten Gipfel des Olympos sitzen. Die schlaue Göttin versteht es, dem Herrscher der Götter und Menschen zu schmeicheln; mit der Linken umfasst sie seine Kniee, mit der Rechten streichelt sie ihm dass Kinn; so trägt sie ihm ihre Bitte vor, ihn daran erinnernd, dass auch Thetis in jener Gefahr treulich ihm zur Seite gestanden, als die andern Götter den Zeus fesseln wollten. Zeus schweigt und spricht lange kein Wort. Nun fängt Thetis wieder an ihm das Kinn zu streicheln, fordert ihn jetzt aber entschieden auf, entweder Gewähr zu winken, oder die Bitte abzuschlagen. Weil er sich vor keinem anderen Gotte, der Agamemnon begünstige zu fürchten brauche, so wisse sie, falls er die Bitte zurückweise, dass Thetis bei Zeus nichts mehr gelte. Da seufzte tief auf der arme Eheherr, welcher den Zorn seiner Gemahlin Here fürchtete und über alles Ruhe und Frieden im Hause liebte. „Das ist eine heillose Geschichte, liebes Kind! wenn ich den Agamemnon und die Achaier von den Troern besiegt werden lasse, so kommt mir die Here über den Hals, die es ja mit den Achaiern hält; die schimpft und schilt so schon Tag ein Tag aus, und dann habe ich gar keine Ruhe mehr. Doch ich will dir diesmal den Gefallen thun, aber schleiche dich still fort, damit ja nicht die misstrauische Here dich sieht. Erst will ich dir noch in feierlicher Weise das Versprechen geben, damit du Vertrauen gewinnest.“ Und nun kommt jene Haupt- und Staatsaction, in welcher Homer den Zeus mit einer Würde und Erhabenheit umgibt, die uns den eben noch ängstlichen, unser Lächeln erregenden Ehemann gänzlich vergessen lässt.

ἦ καὶ κυανέῃσι ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων·
ἀμβρόσιαι δ' ἄρα χαῖται ἐπεῤῥώσαντο ἄνακτος
κρατὸς ἀπ' ἀθανάτοιο· μέγαν δ' ἐλέλιξεν Ὄλυμπον.

Doch die Sache ist noch nicht zu Ende, sie hat ihr arges Nachspiel, und was Zeus fürchtete, Störung des Hausfriedens, das trat ein. Here hatte trotz aller Vorsicht die Thetis bemerkt und ahnte leicht, was vorgefallen war. Unterdessen hatten sich die Götter zu einem feierlichen Mahle in dem Palaste des Zeus versammelt. Wie Zeus eintritt, erheben sich alle von ihren Sesseln, auch Here. Kaum aber hatte sich der Gemahl niedergesetzt, so fällt Here ihn mit scharfen Worten an: „Was hast du, Ränkeschmied, da wieder mit der Thetis im geheimen beschlossen? Immer hast du Heimlichkeiten vor mir, nimmer teilst du deiner Gemahlin etwas von deinen Plänen mit.“ Der Ehemann erwidert in ruhigem Tone: „Here, es gibt manche Dinge, welche ich für mich behalten muss, nach denen forsche nicht; wenn ich aber meiner Familie etwas mitteile, so bist du doch die erste, die es von mir erfährt.“ „Du entsetzlicher Kronide“, ruft Here im Zorn, „ich kümmere mich gar nicht um Regierungsangelegenheiten, da magst du thun, was dir gut scheint; aber ich merke, du willst meine lieben Achaier bestrafen, um der Thetis zu liebe den Achilleus zu rächen.“ Zeus fühlt sich getroffen. „Unselige,“ ruft er ärgerlich, „immer hast du Ahnungen; aber das hilft dir nichts, ich thue doch, was ich will, und nun setze dich ruhig hin; denn sonst passiert etwas, und gegen meine starke Faust schützt

dich kein Gott.“ Here bekam Angst und wurde still. Doch als die andern Götter ihren Unwillen äusserten, da mahnte Hephaistos sie zur Vernunft. „Das ist ja eine tolle Geschichte, wenn wir seligen Götter uns der Sterblichen wegen hier beim Mahle die Gemütlickeit verderben. Mutter, sei dem Zeus zu willen; mit dem ist nicht gut Streit anzufangen, weil er der Stärkste. Und den Becher ihr reichend sagte er: „Trink, Mutter, und lass es gut sein; denn ich möchte es nicht gerne sehen, dass du Schläge bekommst. Sieh, wie es mir einmal ging, als ich dem Zeus Widerstand leistete. Er fasste mich gar unsanft bei der Ferse und schleuderte mich vom Himmel herab; meine unfreiwillige Luftreise dauerte den ganzen Tag, und wie ich niederfiel, konnte ich kaum noch atmen. Da lächelte Here und trank, der Aerger war gebrochen; rasch goss Hephaistos allen Göttern die Becher voll, die herzlich lachten, wie sie den sonst langsamen Erzkünstler schnaufend durch den Saal eilen sahen. Die Gemütlichkeit war wieder hergestellt; Apollo spielte froh die Kitharis, und die Musen sangen schöne Lieder dazu. Aber nachdem sie sich satt gegessen und getrunken und genug gescherzt, da gingen sie alle, friedlich und freundlich gestimmt, zu Bett. Das Vorbild zu solchen Schilderungen hatte der Dichter aus dem patriarchalischen Leben der Griechen entnommen, und es fällt seinem naiven Sinne gar nicht ein, die menschlichen Schwächen in denselben auszumerzen.

Im fünften Buche der Ilias verleiht die Göttin Athene dem Helden Diomedes höhere Kraft und Kühnheit, dass er grosse Thaten vollbringe und die verhassten, im Vordringen begriffenen Troer zurücktreibe. Nachdem Diomedes mehre Vorkämpfer der Troer getötet, wird er selbst von dem Pfeilschuss des Pandarus an der Schulter verwundet und ruft seine Schutzgöttin um Rache an. Diese gibt ihm neue Kraft und fordert ihn auf, mutig weiter zu streiten; den mächtigen Göttern, die für die Troer kämpfen, solle er ausweichen; aber wenn er Aphrodite treffe, die solle er mit scharfem Erze verwunden. Auf Aphrodite war sie nämlich eifersüchtig, weil dieselbe einst vor Athene und Here den Preis der Schönheit errungen. Als Diomedes nun den trojanischen Held Aineias mit einem gewaltigen Feldsteine verwundete, und Aphrodite den hingesunkenen Sohn aus dem Schlachtgetümmel forttrug: da traf der kühne Vorkämpfer die Göttin mit dem Speere an der Handwurzel, so dass göttliches Blut, Ichor genannt, herausströmte. Es floh die Kyprierin, den Sohn Apollos Schutz überlassend; ihr aber rief Diomedes mit lauter Stimme höhnend nach, sie möge sich aus der Männerschlacht scheren und lieber zarte Weiberherzen beschwatzen, als sich um Krieg bekümmern. Iris fährt nun die geängstigte Göttin auf dem Kampfwagen des Ares zum Olymp, wo sie ermattet auf den Schoss der Mutter Dione niedersinkt. „Wer von den Göttern hat dir das gethan?“ fragt Dione klagend. „Ach ich wollte“, erwiderte Aphrodite, „meinen gefährdeten Sohn Aineias aus der Schlacht retten, da verwundet mich Diomedes, wohl von einem Gotte aufgefordert“. Dione tröstet das liebe Töchterchen mit dem Gedanken, juvat socios habuisse malorum. „Denk daran“, sagte sie, „was Ares erduldete, als die beiden Riesen Otos und Ephialtes ihn dreizehn Monate, ohne ihm Speise und Trank zu reichen, gefangen hielten. Endlich befreite ihn heimlich Hermes, wie er schon ganz abgemagert und entkräftet war. Bedenke, dass der frevelnde Herakles sogar die Gemahlin des Zeus und den Herrscher der Unterwelt mit scharfem Pfeile verwundete. Unter solchen Worten wischte sie dem weinenden Töchterchen das Blut von der Hand, welche alsbald zu schmerzen aufhörte. Athene und Here hatten das alles mitangesehen und sagten spottend: „Ei, die Liebesgöttin hat wohl wieder eine von den Achaierinnen für die teuern Troer nach Asien locken wollen; da hat sie sich schmeichelnd und streichelnd an der Spange der Sterblichen die zarte Hand verletzt. Es lächelte Zeus, der Vater der Götter und Menschen, nahm das goldige Töchterchen liebreich auf seinen Schoss und sagte tröstend: „Du darfst, liebes Kind, doch auch nicht in den Krieg gehen; beschäftige dich mit den Werken

der Liebe und der Ehe, Krieg und Schlacht ist Sache des Ares und der Athene.“ Kann man sich auf Erden hier unter den Menschen eine reizendere Familienscene denken, und gehört nicht der ganze naive Sinn des Homer dazu, eine solche Scene in den Familienkreis der Götter zu verlegen?

Bei aller Frömmigkeit und Ehrfurcht vor den Göttern fand es der kindliche Sinn der homerischen Griechen ganz harmlos, den Göttern alle menschlichen Schwächen anzudichten, und selbst der grosse Zeus, welcher da herrscht über die ganze Welt, lässt sich von seinen Regierungsgeschäften zuweilen durch recht menschliche Leidenschaften zu lustigen Abenteuern ablenken. Höchst ergötzlich ist in dieser Beziehung das Liebesabenteuer im vierzehnten Buche, Διὸς ἀπάτη genannt, welches mit einer wunderbaren Anmut und Einfachheit erzählt, Homer nicht den Ruhm raubt, der keuscheste aller Dichter zu sein. Es liegt dieser Darstellung nicht der Mythos von der Vermählung des Zeus und der Here (des Himmels und der Erde) im Frühling zu Grunde, wie einige Gelehrte behaupten. Nägelsbach hat vollständig Recht, wenn er sagt: „In jenem Ereignisse, auch wenn es für sich betrachtet, Symbol eines Naturprozesses wäre, ist dem Dichter doch nur die Macht bedeutsam, mit welcher es in den Gang der epischen Handlung eingreift; so gut der Hörer seine Wirksamkeit als poetisches Motiv nur dann vollkommen empfand, wenn er Heres listigen Anschlag als solchen nicht aus den Augen verlor, so gut, meine ich, musste in dem Dichter die Bedeutsamkeit des Faktums für die Folge der Ereignisse jeden Gedanken an dessen physikalische Bedeutung zurückdrängen.“

Die griechische Religion, wie sie uns im Homer entgegentritt, ist überhaupt keine Naturreligion, ihre Götter sind keine Naturkräfte. Die Götter Homers stehen über den Naturkräften, es sind geistige Wesen, mit Verstand und freiem Willen, nicht mit dunklen Trieben begabt. Daher kann es leicht die gröbsten Irrtümer bei den Schülern veranlassen, wenn man sie nur hinweist auf die Ableitung der Götternamen, ohne sie zu belehren über das eigentliche Wesen der griechischen Religion. So lange wir die Griechen kennen, haben sie unter Ζεύς, genit. Διός, mögen die Sprachforscher auch dabei an den lichten Himmel denken, den höchsten Gott, πατὴρ θεῶν τε ἀνδρῶν τε gestanden.

Doch kehren wir zurück in die Ilias, und lesen wir den Anfang des fünfzehnten Buches. Während Zeus durch den Liebeszauber der die Achaier begünstigenden Here in einen tiefen Schlaf versinkt und der Regierungssorgen vergessend den siegreichen Troern nicht mehr seinen Beistand verleiht, ermutigt Poseidon im Bunde mit der Here die Achaier. Aias verwundet nun den Hector mit einem Speerwurf, so dass derselbe aus dem Schlachtgetümmel flieht und bald ohnmächtig niedersinkt. Die Troer werden in wilder Flucht über die Mauer und den Graben des griechischen Lagers, in das sie bereits eingedrungen, durch die Skamandrische Ebene hingescheucht. Da erwacht Zeus vom süssen Schlummer, und als er, von der Höhe des Ida über das Schlachtfeld blickend, Poseidon unter den siegreichen Achaiern bemerkt, die Troer fliehen, Hektor verwundet daliegen sieht: so ahnt Zeus gleich, dass Here dahinter stecke, und in seinem masslosen Zorne stösst der überlistete Eheherr die wütigsten Drohungen gegen die schlaue Ehegenossin aus. „Willst du wieder zuerst kosten die Frucht deiner elenden Tücke, und soll ich dich wieder mit Schlägen geisseln? Oder hast du Lust, mal wieder einige Stunden zwischen Himmel und Erde zu schweben, an jedem Fusse einen schweren Ambos und die Hände mit starker Fessel gebunden? Hat dir da der Unwille der andern Götter geholfen? Wer nur herankam, den fasste ich an der Ferse und schleuderte ihn von der Schwelle des Himmels, dass er ohnmächtig auf der Erde lag. So wütete ich damals, wie du meinen Sohn Herakles durch Meeressturm nach der Insel Kos forttriebst, und nimm dich jetzt in acht, den Achaiern beizustehen; dein Liebeszauber wird dich nicht nicht schützen.“ — Das ist in der That eine arge Familienscene auf dem hohen Ida, so arg,

dass Preller ihren Ursprung durch Erinnerung an Naturprozesse zu erklären sucht. „Wieder so ein grossartiges Bild von der Gewalt des höchsten Himmels, der die Luft und alle Wolken schwebend trägt und an die Bergesgipfel gleichsam anbindet, im Epos zu einer Strafe der Here geworden“. (Griech. Myth. S. 109) Preller begegnet hier wieder der Irrtum, dass er die Religion der Griechen für eine Naturreligion hält. Andere wollen v. 18—31 als Interpolation über Bord werfen; aber sie können für ihr Beginnen nur kleine Härten des Satzbaues oder kleine Schwierigkeiten in den Gedanken anführen, welche nach meiner Meinung leicht zu beseitigen sind. La Rosche (Zeitschrift f. österr. Gymn. 1863) vermutet in v. 18—31 eine Interpolation, die einem alten Herakleslieде entnommen sei. Welcker bemerkt (Götterl. II. S. 333): „Die Geisselung, an welche Zeus jetzt die Here erinnert, ist eine so roh ungeheure Phantasie, dass sie uns für das Herakleslied, woraus sie geschöpft ist, ein von dem homerischen sehr entferntes Altertum vermuten lässt.“ Wenn wir dieses Kriterium anwenden wollten, dann müssten wir noch von vielen Stellen sagen, dass die darin enthaltenen Anschauungen weit hinter dem durch edle Sitten und höhere Bildung glänzenden Zeitalter Homers zurückliegen Es gibt in dem naiv edlen Gedichten des Homer auch eine Naivetät der Roheit, welche wir dem Zeitalter verzeihen, aber von der sich der sentimentalische Mensch in folge seiner höheren Bildung mit einem gewissen Missbehagen abwendet.

Diese sogenannten Familienscenen gestalten sich in der Odyssee gar friedlich und freundlich, die Götter begegnen einander mit Achtung und gegenseitiger Anerkennung. Der Dichter der Odyssee gehört einer späteren Zeit an, wo mildere Sitten auch die Vorstellung von den olympischen Göttern veredelt haben.

Eigentümlich der homerischen Naivetät ist der Glaube, dass die Götter oder die Moira den Menschen zur Sünde verführen, und obwohl der Mensch nur durch Bethörung der Götter frevelt, dennoch Schuld auf sich lädt. Das spätere Altertum hat diese Vorstellung festgehalten, indem Dichter und Philosophen den Begriff der Moira wunderbar vertieften. Man lese darüber die beiden im höchsten Masse anregenden Abhandlungen von Lehrs, „Helena“ — „Zeus und Moira“ in den populären Aufsätzen aus dem Altertum; jedoch mir scheint Lehrs dem eignen Willen des Menschen zu wenig Bedeutung beizulegen.

Der naive Sinn des Homer, welcher die olympischen Götter in die Sphäre der Menschen herunterzieht, versteht es auch, die Würde und Erhabenheit, die Grösse und Allmacht der Götter in einfachen, aber wirksamen Worten zu veranschaulichen; ja man darf wohl sagen, alle jene herrlichen Götterideale, wie sie unser Staunen erregen in der Poesie der späteren Dichter und in den Schöpfungen der Künstler, sie haben ihren Ursprung in den Gedichten des Homer. Grade das jugendliche Gemüt verlangt nach Bewunderung, nach Erhebung und Begeisterung; daher ist es ratsam, wenn die Jugend so oft die Götter in ihren Schwächen gesehen haben, sie recht oft auf die Grösse und Erhabenheit der homerischen Götter aufmerksam zu machen. In Hauptstädten, wie Berlin, München etc., welche für den Anschauungsunterricht so sehr bevorzugt sind, wäre ein gemeinsamer Besuch des Antikenmuseums unter Führung des Lehrers für die Schüler von hohem Interesse; in einer kleineren Stadt mögen grössere, würdige Abbildungen einen schwachen Ersatz geben. Bewundernd das Haupt des Zeus von Otricoli mögen die Schüler an die oben angeführten Verse der Ilias denken, wenn auch nicht dieses Bild den berühmten Zeus des Phidias darstellt. Das finster erhabene (νυκτὶ ἐοικώς) Antlitz des Apollo von Belvedere erinnere die Jugend an die herrlichen Verse, wo Appollo die Pest ins griechische Lager sendet. (Il. I, v. 44—52.) Vor einer erhabenen Statüe der Kriegsgöttin Athene vergegenwärtigen sich die Schüler jene grandiose Darstellung, wie Athene sich zum Kriege rüstet (Il. 5, 733—747). Bei der Bildsäule der Artemis vergesse man nicht die schönen Verse der Odyssee (6, 102—109). Vor der Bildsäule des Hermes

denke man an die Worte in der Odyssee (5, 43—54). Eine erhabene Statüe des Poseidon erinnere die Schüler an die grossartige Darstellung in der Ilias (l. 13, 17—31). Natürlich muss die Jugend diese und manche andern Stellen, in denen sich die homerische Poesie besonders merkwürdig ausprägt, auswendig lernen und treu im Gedächtnisse bewahren.

Auch in andern Versen der Ilias und Odyssee ist die Grösse und Erhabenheit der Götter in einer für den naiven Sinn anschaulichen Weise dargestellt. Im achten Buche der Ilias v. 443 setzt sich Zeus auf den goldnen Thron, es erbeben unter seinen Füssen die Höhen des Olympos. Ein grossartiges Bild seiner Macht entrollt Zeus, als die Götter sich einst seinen Plänen entgegenstellen. Die Götter sollen eine goldene Kette vom Himmel herabhängen, deren oberes Ende er selbst halten wolle; alle Götter und Göttinnen sollen es gemeinsam versuchen, ihn herunterzuziehen, es werde ihnen nicht gelingen. Er dagegen wolle sie alle samt der Erde und dem Meere heraufziehen, die Kette um eine Zacke des Olympos schlingen, so dass die ganze Welt in der Luft schwebe. (Il. 8, 19—27). Here regt sich in ihrem Sessel, da zittert der hohe Olymp (Il. 8. 199). Poseidon erhebt ein Kriegsgeschrei wie neun oder zehntausend Männer, als er den verzweifelnden Achaiern neuen Mut einflössen will. (Il. 14, 148.) Poseidon schlägt das Schiff der Phäaken, welches wider seinen Willen den verhassten Odysseus in seine Heimat gebracht hat, mit der Fläche der Hand, und es erstarrt plötzlich zum Fels im Meere. (Od. 13, 164.) Glaukos ruft verwundet in des Kampfes Bedrängniss den Appollo, seinen Landes- und Schutzgott, an, der ihn höre, auch wenn er in dem fernen Lykien weile. Apollo hört sein Gebet, stillt sogleich seinen Schmerz uud verleiht ihm neuen Mut. (Il. 16, 514—527.) Wie Athene als Helferin den Schlachtwagen des Diomedes betritt, da dröhnt die buchene Achse. (Il. 6, 838.) Die Götter sind freilich an Zeit und Raum gebunden wie die sterblichen Menschen; aber Athene eilt stürmenden Schwungs vom Olymp, und sogleich steht sie in Ithaka vor dem Palast des Odysseus. (Od. 1, 112.)

Nach Willkür nehmen die Götter Tier- und Menschengestalt an und verwandeln auch ebenso willkürlich die Menschen selbst. Athene entschwebt bald in Gestalt eines Adlers (Od. 3, 372) bald naht sie dem Odysseus unkenntlich in der Gestalt eines wassertragenden Mädchens (Od. 7, 20), oder eines jugendlichen, die Schafe weidenden Königssohnes. (Od. 13, 222). Athene berührt den, Odysseus, den sie unkenntlich machen will, mit einem Zauberstabe, sogleich ist er ein zerlumpter alter Bettler. (Od. 14, 429—438.) Athene verwandelt den elenden Bettler wieder zum Helden Odysseus und erhöht ihm so die Kraft und Schönheit, dass Telemach ihn für einen Gott hält, (Od. 16, 173—185.) Als Athene dem Odysseus und Telemach, welche in der Nacht die Waffen aus dem Männersaal fortschaffen, leuchtet, da ist der Glanz so gross, dass Telemach staunt und meint, ein Gott müsse in der Nähe sein. (Od. 19, 35). Grausen erregen die Verse, wo die allmächtige Göttin den zum Tode bestimmten, übermütigen Freiern den Verstand nimmt. Sie lachen auf mit krampfhaft verzerrtem Gesichte, verschlingen rohes Fleisch; aber ihre Augen füllen sich mit Thränen, denn sie haben eine dunkle Ahnung von dem drohenden Unheil. Grausenhaft ist die Vision des Sehers Theoklymenos. Nacht umhüllt den Freiern das Haupt, Thränen strömen von ihren Wangen, die Wände des Saales sind mit Blut besudelt, ein Zug dunkler Schatten wandelt aus dem Thore in die Finsternis der Unterwelt. Doch die Freier lachen darob herzlich, von der Göttin mit geistiger Blindheit geschlagen und jagen den nach ihrer Meinung von Wahn befallenen Seher fort. (Od. 20, 345—362. In dem Kampfe des Odysseus und seines Sohnes Telemach hält Athene den Freiern den Schreckensschild der Aegis entgegen; da werden die Freier durch den Saal gescheucht, wie eine Rinderherde, über welche die Ochsenbremse summend dahinschwärmt. (Od. 22, 297—301). Wir sehen also, Homer und seine Helden haben nicht, von eitlem Dünkel geleitet, die Götter aus dem hohen Olymp in die niedrige Sphäre der Menschen herabgezogen;

vielmehr hat sich der naive Sinn noch nicht zu der Konsequenz der Gedanken erhoben, welche allein das reine Ideal schaffen kann.

Die Vorstellung von der ganzen Natur ist bei dem Dichter und bei dem dargestellten Volke eine naive. Wie sich das Weltall dem Auge der Kinder darbietet, so schaut auch der Dichter und das Heldenzeitalter der Griechen die sie umgebende Natur an. Die Erde bildet eine grosse Scheibe, ringsherum fliesst der mächtige Okeanos, darüber wölbt sich der eherne Himmel, darunter der Hades, der Aufenthaltsort für die abgeschiedenen Seelen. Sonne, Mond und Sterne erheben sich im Osten aus dem Okeanos, leuchten des Tags den Göttern und sterblichen Menschen und sinken des Abends weit im Westen in den grossen Flutstrom zurück. Wie die Sonne und die anderen Sterne am Morgen wieder nach Osten gelangen, darüber zerbrechen die Griechen des Homer sich noch nicht den Kopf. Ueberhaupt schaut der naive Mensch, wenn auch nicht gleichgültig gegen die Schönheiten der Natur, doch dieselben nicht mit einer solchen Bewunderung und einem solchen Staunen an als der sentimentalische. Schiller sagt wohl mit Recht, dass der sentimentalische Mensch darin die Ordnung und Vollkommenheit findet, die er in seinem dem ursprünglichen Menschtum entfremdeten Herzen vermisst. Diese Wehmut kennt der gesunde, lebensfrohe Mensch des alten Dichters nicht. Daher erregt auch mit vollem Rechte das höchste Wesen auf Erden mit seinen Werken und Thaten, mit seinem Glück und Unglück fast ausschliesslich sein Interesse. Die Natur finden wir in der Ilias ganz nebensächlich in den Gleichnissen behandelt. So schön auch dort die Darstellung des glanzvollen Himmels, der grünen Erde, des rauschenden, vielfarbigen Meeres, so hat sie doch nie die Form einer selbständigen Schilderung, die sich durch eine Reihe von Versen hin ausdehnt. Kleinere Landschaftsbilder, wo sich freilich die Thätigkeit der Götter und Menschen stark vordrängt, bietet schon die Odyssee; ich erinnere z. B. an die anmutige Darstellung des Parkes und der Grotte von der Nymphe Kalypso, sowie des Phorkyshafens in Ithaka. Aber im allgemeinen ist das echte Volksepos frei von ausgedehnten Naturschilderungen, wie dies fast zu schroff für uns moderne, durch solche Schilderungen verwöhnte Menschen im Nibelungenliede hervortritt.

Bei dem kindlich naiven Sinne der homerischen Griechen ist noch kein Tier der Verachtung anheimgefallen; auch an dem kleinsten und dem hässlichsten hat der homerische Grieche seine Freude; die vielen Vorurteile, welche sich im Laufe der Zeit dem sentimentalichen Menschen gegen manche Tiere entwickelt haben, kennt das Heldenzeitalter der Griechen noch nicht. Freilich bevorzugt Homer manche Tiere, welche sich durch Schönheit, oder Kraft und unverwüstlichen Mut auszeichnen; aber sie sind ihm im ganzen doch alle lieb und wert. Dies tritt deutlich in den zahlreichen Gleichnissen hervor, wo der Dichter die Menschen und ihre Thaten mit den mannigfaltigen Tieren und deren Thun und Treiben vergleicht. Sein Lieblingstier ist der Löwe. Wenn der Dichter einen Helden besonders ehren will, so vergleicht er ihn mit einem Löwen, dessen mannigfache Art und Weise anzugreifen er genau beobachtet hat. Bald stellt er ihn dar, wie er die weidende Rinderherde überfällt, einem feisten Stier auf den Nacken springt, ihm das Genick ausreisst mit seinem starken Gebiss und nun dem hingesunkenen Tiere, ehe er die übrigen Teile verzehrt, das Blut und die Eingeweide ausschlürft; bald springt er in finsterer Nacht, obwohl ihm die wachsamen Hirten Lanzen und Feuerbrände entgegenschleudern über das Pfahlwerk der Hürde und mordet alles, was er vorfindet; hier schreitet er einsam durch Sturm und Schnee mit mächtigen Schritten und schaut nach Beute aus; dort sehen wir zwei junge Löwen vereint die Wälder und Berge durchtummeln zum Schrecken der fliehenden Landleute. Unverwüstliche Kraft und tollkühnen Mut rühmt er an dem Eber, Schönheit und Raschheit der Bewegung an dem Pferde. Der moderne Dichter darf sich wohl erlauben, den tapfern Feldherrn mit einem Löwen zu vergleichen, bedenklich wäre es schon, ihn mit einem edlen Rosse zusammen zu stellen, für uns unerträglich, ihn durch Aehnlich-

keit mit einem anstürmenden Wildschwein rühmen zu wollen. Homer aber thut dies alles und geht noch weiter; denn dem naiven Sinne des Dichters, welcher frei ist von den Vorurteilen der verbildeten Nachwelt, kommt es nur auf die zutreffende Aehnlichkeit an. Die nebeneinander kämpfenden Helden, welche den Namen Aias führen, werden mit zwei Pflugochsen verglichen, die mit vereinter Kraft den Pflug durch das Brachfeld ziehen (Il. 14, v. 703). Menelaos umwandelt den gefallenen Patroklos, wie ihr Kalb die blökende Kuh, welche zum ersten Male geboren hat. (Il. 17, 5.) Menelaos verteidigt mit ausharrendem Trotze die Leiche des Patroklos gegen die andringenden Troer; denn Athene hat ihm die unerschrockene Kühnheit der Fliege ins Herz gelegt, welche, wie oft sie auch vom menschlichen Leibe gescheucht wird, doch anhaltend sticht, nach Menschenblut begierig. (Il. 17, 570.) Bei der Leiche eines edlen Toten den Gedanken an eine Rindshaut und Lederschmiere wachzurufen, empört unser ästhetisches und sittliches Gefühl. Homer kennt solche sentimentalischen Anwandlungen nicht; ihm genügt die schlagende Aehnlichkeit, um folgendes Gleichniss zu bilden: wie Knechte von beiden Seiten die Rindshaut ziehen, um sie zu dehnen und mit Fett zu tränken, so zerren die Achaier und Troer den Leichnam des Patroklos. (Il. 17, 389.) Wie endlich die Achaier die Leiche des Patroklos auf ihre Schultern gehoben, da tragen sie dieselbe fort, angestrengt wie Maulesel, welche den schweren Schiffsbalken vom Berge über steinige Pfade dahinschleppen in hastiger Eile. (Il 17, 742.) Als im elften Buche der Ilias Aias, des Telamon Sohn, das Schlachtgetümmel in wilder Wut durchtobt, scheucht ihn der olympische Zeus zurück, weil er den Troern Sieg verleihen will. Aber der kühne Held weicht nur langsam Schritt vor Schritt, betrübten Herzens und widerwillig, wie ein Löwe traurig von dannen geht, der die ganze Nacht vergeblich auf das gut verteidigte Rindergehege einstürmte. Unser Sinn ist noch erfüllt von dem grossartigen Kampfe, von dem Mute des kühnen Aias und des unerschrockenen Löwen: da scheut es der Dichter nicht, um zu zeigen, wie Aias nur Schritt vor Schritt den Troern weicht, dem Helden einen zähen, an Prügel gewöhnten Esel zu gesellen, der ins Saatfeld eingedrungen, unbekümmert um die Schläge der schwachen Knaben, sich satt frisst und erst dann mit Mühe von ihnen herausgetrieben wird. (Il. 544—574.) Wir sehen also, die grössten wie die kleinsten Tiere, in der Folgezeit verachtete und geachtete dienen in ihrem Thun und Treiben dem Dichter, um die Thaten der Helden durch Gleichnisse zu veranschaulichen. So der edel naive Homer, aber welche Last von Vorurteilen hat der sentimentalische Mensch der armen Tierwelt aufgebürdet.

Nachdem wir die Anschauungen der alten Griechen über Religion und Natur kennen gelernt, wollen wir das eigene Leben derselben näher betrachten. Die Werke des Krieges, entweder blutiger Kampf oder Vorübung zu demselben, spielen in der Beschäftigung der Helden die Hauptrolle. Wenn die feindlichen Heere sich in Schlachtordnung gegenübergestellt, so stürzen einzelne tapfere Helden, Vorkämpfer genannt, auf ihren Streitwagen hervor und fordern die Gegner zum Zweikampfe auf. Die Helden, welche in Kraft und Geschicklichkeit sich messen, nennen zuerst gegenseitig ihren Namen und ihren ganzen Stammbaum bis auf die Urzeiten und erzählen mit naivem Selbstlobe die Thaten ihrer Vorfahren und ihre eigenen in lang ausgedehnten Reden;*) dann stürmen sie mit der Lanze aufeinander. Ist dieser Kampf ohne Erfolg, so springen sie oft vom Wagen und schleudern mächtige Feldsteine aufeinander oder suchen sich mit dem Schwerte nieder zu schlagen. Fällt einer der Streiter, so strebt der Sieger, sich der glänzenden Rüstung und bei hervorragenden Personen sich der Leiche des Gegners zu bemächtigen. Nun stürzen beide Heere zusammen, das eine um dem Sieger zu helfen, das andere, um den gefallenen Freund

*) Man vergleiche die umständlichen Berichte des einfältigen Landmanns und sein unverhohlenes Selbstbewusstsein.

zu retten, und es entspinnt sich der erbittertste Kampf über der Leiche des Helden, wie z. B. beim Tode des Patroklos (Il. 17). In den Einzelkämpfen begegnen wir manchen Zügen schöner Humanität und ritterlichen Edelmuts, welche so recht dem naiven Sinne der Helden entsprungen sind. Ich erinnere zunächst an das Zusammentreffen des Diomedes und Glaukos im sechsten Buche der Ilias. Diomedes vollbringt gewaltige Thaten, um die Troer steht es schlecht, Hektor ermuntert seine Stadt- und Bundesgenossen; da begegnen sich Diomedes und Glaukos im Kampfe. Diomedes rühmt den Gauklos, dass er seiner starken Lanze Stand halte; er vermutet, dass ein Gott ihm entgegentrete; aber mit den Göttern will er nicht kämpfen, weil dies Unheil bringe. Nun erzählt Diomedes in aller Ruhe und Gemütlichkeit, als ob sie mitten im Frieden beim Mahle sässen, vom Lykoorgos, der zu seinem Verderben einst den Dionysos und seine Ammen aus der thrakischen Bergflur vertrieben habe. Schliesslich fordert er seinen Gegner zum Kampfe auf, falls er nicht ein Gott, sondern ein Sterblicher sei. Aber Glaukos beginnt jetzt eine noch längere Erwiderung. Er redet zuerst von der Vergänglichkeit der Menschen; wie die Blätter im Walde, so verschwinden die Geschlechter der Menschen, um neuen Platz zu machen; dann zählt er seine Ahnen auf, spricht von dem schlauen Sisyphus und rühmt die Thaten des Bellerophontes in aller Ausführlichkeit durch beinahe sechzig Verse. Vor ihm steht der gefährlichste Feind, um ihn tobt das Schlachtgewühl, alles dies bringt ihn nicht aus seiner Ruhe. Diomedes hat aus der Erzählung erkannt, dass sie beide durch die Bande der Gastfreundschaft, welche vor Zeiten die Ahnherrn Oineus und Bellerophon um ihre Familien geschlungen, eng befreundet seien. Da ist nicht mehr vom Kampfe die Rede; denn der edel naive Sinn der Helden macht es möglich, auch im Kriege die Satzungen des Gastrechts zu wahren, indem Diomedes jene Worte spricht, die auf unsern grossen Dichter Schiller einen so tiefen Eindruck machten (sieh naive u. sentim. Dichtung S. 184).

τῷ νῦν σοὶ μὲν ἐγὼ ξεῖνος φίλος Ἄργεϊ μέσσῳ
εἰμὶ, σὺ δ'ἐν Λυκίῃ, ὅτε κεν τῶν δῆμον ἵκωμαι,
ἔγχεα δ'ἀλλήλων ἀλεώμεθα καὶ δι' ὁμίλου.
πολλοὶ μὲν γὰρ ἐμοὶ Τρῶες κλειτοί τ'ἐπίκουροι
κτείνειν, ὅν κε θεός γε πόρῃ καὶ ποσσὶ κιχείω,
πολλοὶ δ'αὖ σοὶ Ἀχαιοὶ ἐναιρέμεν, ὅν κε δύνηαι,
τεύχεα δ'ἀλλήλοις ἐπαμείψομεν, ὄφρα καὶ οἵδε
γνῶσιν, ὅτι ξεῖνοι πατρώιοι εὐχόμεθ' εἶναι.

Darauf springen sie vom Wagen, reichen sich die Hand zum Zeichen der Treue und tauschen die Waffen als Zeichen der Erinnerung. Glaukos gibt ohne Bedenken seine goldene Rüstung hin für die eherne des Diomedes; denn der naiv edle Sinn der Gastfreunde sieht nicht auf den materiellen Wert der Gabe, sondern diese hat den höchsten Wert, weil sie aus der Hand des lieben Freundes als Andenken empfangen ist.

ὣς ἄρα φωνήσαντε καθ' ἵππων ἀΐξαντε,
χεῖράς τ'ἀλλήλων λαβέτην καὶ πιστώσαντο.
ἔνθ' αὖτε Γλαύκῳ Κρονίδης φρένας ἐξέλετο Ζεύς,
ὃς πρὸς Τυδεΐδην Διομήδεα τεύχε' ἄμειβε
χρύσεα χαλκείων, ἑκατόμβοι' ἐννεαβοίων.

Der Dichter selbst verrät hier eine andere naive Art zu denken. Mancher sentimentalische Dichter würde sein Staunen über den ritterlichen Edelmut in begeisterter Sprache kund gegeben haben; aber sicherlich hätte er nicht verraten, dass er in ähnlichem Falle anders handeln würde. Den naive Dichter sagt ganz offen: „Der Kronide Zeus nahm dem Glaukos den Verstand, dass er einer

so ungleichen Tausch einging. Einige Gelehrte haben hier den für alles Edle begeisterten Homer auf künstliche Weise gegen den Vorwurf materieller Gesinnung schützen wollen, indem sie behaupten, der Ausdruck *φρένας ἐξέλετο Ζεύς* sei eine sprichwörtliche Redensart und hier im humoristischen Sinne gebraucht, so ungefähr: hier nahm Zeus, wie viele aus dem niedrig gesinnten Volke sagen würden, dem Glaukos den Verstand. Allein da man in unsrer Stelle nicht den geringsten Anhalt für Witz und Humor bemerkt, so möchte ich M. Haupt rechtgeben, der mit einfachen Worten sagt: „Hier steht der Dichter an Gesinnung unter der schönen Volkssage, welche er überliefert.“ Im sechzehnten Buche der Ilias bittet Patroklos, ergriffen von dem Weh und Unglück der Achaier, den Achilleus um seine glänzenden Waffen, damit er durch des Achilleus Rüstung, wenn er auch selbst nicht im Kampfe erscheine, die Troer täusche und seinem bedrängten Volke Hülfe bringe. Patroklos denkt nicht an die eigne Gefahr und steigt um so höher in unsrer Achtung. Der sentimentalische Dichter hätte ihn wegen seines Edelmuts gefeiert; ganz naiv sagt der alte Dichter: „Also sprach er flehend, der Thörichte! sich selber sollte er jetzt den Tod und das schreckliche Schicksal erflehen.“ Hier steht auch der Dichter unter dem Helden. Schiller sagt in seiner spekulativen Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung: „Das naive Genie lässt die Natur in sich unumschränkt walten, und da die Natur in ihren einzelnen zeitlichen Aeusserungen immer abhängig unb bedürftig ist, so wird das naive Gefühl nicht immer exaltiert genug bleiben, um den zufälligen Bestimmungen des Augenblicks widerstehen zu können.

Das siebente Buch der Ilias zeigt uns die Achaier und Troer in erbitterter Schlacht, nachdem die Troer den Friedensvertrag, welcher die Beendigung des Krieges herbeiführen sollte, gebrochen. Der tapfere Hektor fordert Achaier und Troer auf, vom Massenkampfe abzulassen, er biete sich zum Einzelkampfe einem archaischen Führer dar. Die Achaier erklären sich, obwohl von Furcht bewegt, einverstanden, um ihre Ehre zu retten. Durch das Los wird zum Kampf mit Hektor bestimmt Aias, Telamons Sohn, der Hort der Achaier. Beide stürmen nun zwischen den gelagerten Heeren aufeinander mit der Lanze. Hektor, am Halse verwundet, setzt dennoch den Kampf fort, ergreift ein Eelsstück, das so gross ist wie ein Mühlstein, und trifft den Aias auf den Schild, der aber fest stehen bleibt. Dagegen schleudert Aias einen noch grösseren Stein; Hector auf den Schild getroffen, fällt hin, rafft sich jedoch wieder auf und will den Kampf mit dem Schwerte fortsetzen. Da trennen die streitenden Helden die Herolde der beiden Völker, indem sie die Tapferkeit derselben loben und an den Einbruch der Macht mahnen. Aias ist bereit aufzuhören, wenn Hektor es ebenfalls wünscht. Wir sehen nun wieder ein schönes Beispiel edler Ritterlichkeit, und wie es dem einfachen, natürlichen Sinne möglich wird, die erbittertste Feindschaft auf einige Zeit zu vergessen. Hektor, welcher der Beendigung des Kampfes zustimmt, sagt zu seinem Gegner: „Wohlan, Aias, geben wir beide einander herrliche Geschenke, damit man unter den Achaiern und Troern sage: wohl stritten sie im lebenvernichtenden Kampfe, aber wie sie sich trennten, da schieden sie in Freundschaft vereint.“ Mit diesem Worte reichte Hektor dem Gegner sein silbergebuckeltes Schwert hin samt Scheide und Wehrgehenk, Aias gab zum Andenken seinen purpurglänzenden Gürtel.

Schiller sagt: „Der naive Sinn lässt die Natur in sich walten;“ aber wie dieser naive Sinn wunderbare Blüten edler Menschlichkeit aus sich entfaltet, welche dem vorgeschrittenen Zeitalter fast unbekannt geworden, so entspringen aus eben demselben naiven Sinne, der ohne aufklärende Reflexion den hergebrachten Sitten und Gewohnheiten folgt, zuweilen Werke scheusslicher Grausamkeit Als der tapfere und edle Hektor sterbend den Sieger Achilleus bittet, seine Leiche gegen hohes Lösegeld den Eltern und Landesgenossen auszuliefern: da sagte Achilleus mit finsterem Blicke: „Lieber möchte ich, du Hund, in Stücke dich zerschneiden und roh verschlingen, ehe ich

einem gestatte, die zerfleischenden Hunde und Vögel von deiner Leiche fern zu halten.“ Wie der Held sein Leben ausgehaucht, da betasten und verwunden unter Spottreden die Söhne der Achaier die Leiche des Mannes, dessen Edelmut sie so oft erkannt. Achilleus zieht nun dem Hektor einen Lederriemen durch die Ferse, und nachdem er ihn an den Wagen gebunden, schleift er ihn durch Staub und Schmutz ins Lager und wirft ihn auf den Sand neben der Bahre des Patroklos. Bei der Leichenfeier des Patroklos schlachtet er seinem Freunde zu Ehren zwölf gefangene Troer hin und schleift am andern Tage die Leiche des Hektor dreimal um den Grabhügel seines von Hektor in ehrlichem Kampfe getöteten Freundes. Wenn auch der Dichter selbst nicht alles billigt, was hier geschieht, (conf. v. 375), so hätte doch Achilleus sogar in seinem Zorne nicht so handeln können, falls dieses durchaus dem Sinne und dem Brauche der Achaier widerstrebt hätte. In der Odyssee, die späteren Ursprungs, sind die Sitten schon milder geworden; aber es überraschen uns doch Züge von Grausamkeit bei Männern, deren schöne Menschlichkeit wir sonst zu bewundern pflegen. Nachdem die Freier der Penelope ermordet sind, nehmen der verständige Königssohn Telemach und die wegen ihrer edlen Gesinnung so sehr gepriesenen beiden Hirten Philoitios und Eumaios schreckliche Rache an den leichtsinnigen Mägden, welche mit den Freiern gebuhlt hatten. „Sie sollen nicht eines reinen Todes sterben“, sagt Telemach, spannt ein Schiffsseil hin und knüpft sie alle auf. „Da hingen sie“, sagt der Dichter mit echt epischer Ruhe, vor der uns hier aber ein Schaudern erfasst, „wie eine Schar von Drosseln oder Tauben in der Schlinge; sie zappelten nur ein wenig mit den Füssen, aber durchaus nicht lange“ (Od. 22, 459—472). Obwohl den frechen Ziegenhirten Melanthios, welcher den Freiern im Kampfe die Waffen gereicht, mit Recht der Tod trifft, so müssen wir uns doch mit Entsetzen von einer so grausamen Hinrichtung abwenden. Sie schnitten ihm (der Königssohn war zugegen) die Nase und Ohren ab, rissen ihm die Scham aus zum Frass für die zerfleischenden Hunde und hauten ihm Arme und Beine ab, alles, wie der Dichter gleichsam entschuldigend hinzufügt, im Zorne ihres Herzens vollbringend (Od. 22, 475).

Doch wenden wir uns von solchen unerquicklichen Bildern ab, und treten wir von dem rauhen Kampf- und Schlachtgewühl in das friedliche Haus, in das einfache und freundliche Familienleben der alten Griechen, wo der naive Sinn wieder die schönsten Tugenden dem menschlichen Gemüte entsprossen lässt. Lessing sagt in seinem kritischen Werke „Laokoon“ von den Helden Homers: „Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art, nach ihren Empfindungen wahre Menschen.“ Wo bewährt sich das Wort schöner als im sechsten Buche der Ilias? Hektor, der tapfere Held, ist in voller Kriegsrüstung, mit dem Staube der Schlacht bedeckt, in die Stadt geeilt, um durch seine Mutter Hekabe für die bedrängten Troer der mächtigen Kriegs- und Schutzgöttin Athene ein Bittopfer darbringen zu lassen. Nachdem er der Mutter seinen Wunsch mitgeteilt, eilt er, ohne den angebotenen Labetrank zu nehmen, in das Haus des Alexandros, damit er ihn in den Kampf rufe. Helena lädt ihn freundlich zum Niedersitzen ein. Hektor schlägt es ab; denn ehe er wieder in die männermordende Schlacht geht, will er noch einmal sehen sein geliebtes Weib Andromache und den noch lallenden Sohn Skamandrios, weil er, vielleicht von den Göttern zum Tode bestimmt, nicht wiederkehrt. Andromache trifft er nicht zu Hause; aber er findet sie am Skäischen Thore, wo sie ihm schon mit dem Kinde entgegeneilt. Nun folgt jene herzliche Unterredung zwischen Hektor und Andromache, die in ihrer Einfachheit und Wahrheit aus dem tiefsten und reinsten Gefühl für Familie und Familienleben hervorquillt. „Unbesonnener Mann,“ sagt die liebende Gattin, „dich tötet noch dein stürmischer Mut und macht mich zur armen Witwe; Vater und Bruder erschlug Achilleus, der göttliche Streiter, die Mutter starb im Vaterpalast durch der Göttin Artemis Bogen. Hektor, du bist jetzt mir Vater und liebende Mutter, auch du mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte! Aber erbarme

dich nun und bleib hier auf dem Turme zurück! Mache du nicht das Kind zur Waise und zur Witwe die blühende Gattin. Der edle Hektor, welcher fast allein sein Vaterland schirmt, sagt nicht mit Heines Grenadier: „was schert mich Weib, was schert mich Kind!" dem Vaterland ein Hort und Schutz, prunkt er nicht in seiner unübertrefflichen Heldengrösse mit unnatürlichen Gefühlen. „Mich härmt das alles", sagte er, „aber ich scheue den Vorwurf der Feigheit, der mich trifft, wenn ich die Feldschlacht vermeide; auch verbietet es mir mein Herz, denn ich lernte biederen Mutes immer zu sein und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer. Doch wenn die heilige Ilios einst hinsinkt, vom Schicksal vernichtet, dann geht mir nicht so nahe in der Zukunft der Troer Leid, nicht der Hekabe selbst, noch des Herrschers Priamus, noch der leiblichen Brüder, die trotz ihrer Tapferkeit alle in den Staub hinsinken, von feindlichen Händen getötet, als wie dein Elend, wenn ein Mann der erzumschienten Achaier die Weinende wegführt und ihr den Tag der Freiheit entreisst." Dann streckt der Held die Arme nach dem Knäblein, welches sich schreiend an den Busen der Amme zurückschmiegt, erschreckt von dem flatternden Helmbusch und der ehernen Rüstung. Nachdem er den Helm abgelegt, küsst er das beruhigte Kind, wiegt es in seinen Armen und fleht zu den Göttern: „Ruhmreicher als der Vater möge einst der Sohn zur Freude der Mutter aus der Schlacht zurückkehren." Darauf reicht er den Sohn der durch Thränen lächelnden Mutter und sprach: „Armes Weib, traure nicht so sehr, wir fallen ja alle einst dem Schicksal. Geh heim und besorge du deine Geschäfte, Spindel und Webstuhl und gebeut den dienenden Weibern, fleissig in der Arbeit zu sein; für den Krieg liegt den Männern die Sorge ob, und mir ja am meisten von allen, die in Troja geboren."

Im neunten Buche der Ilias entrollt uns der Dichter ein schönes Bild häuslichen Lebens mitten im Kriegslager. Wir sind in der Hütte des Achilleus, des reichen Königssohnes. Achilleus, der sich wegen Agamemnons Beleidigung vom Kampfe zurückgezogen, erfreut sich an dem Ruhme der Vorfahren, die er mit Gesang und Lautenspiel preist. Ihm gegenüber sitzt sein Freund Patroklos. Es kommen als Gesandte der achaischen Fürsten der König Odysseus und die Königssöhne Aias, der Telamonier und Phönix, der einstige Erzieher des jungen Achilleus, um den grollenden Mann zur Versöhnung umzustimmen. Kaum hat Achilleus diese bemerkt, so springt er gleich auf, heisst die alten Freunde herzlich willkommen und nötigt sie zum Niedersitzen. Die beiden Helden Achilleus und Patroklos bereiten nun selbst das Mahl und ordnen die einfache Tafel. Patroklos mischt zunächst einen besseren Wein in einem grösseren Mischkrug. Achilleus rückt die Fleischbank an den Herd, zerlegt den Rücken eines Schafes, einer feisten Ziege und eines fetten Schweines und steckt die Stücke an die Bratspiesse. Unterdessen hat Patroklos Feuer gemacht. Nachdem das Feuer ausgebrannt, und die glühende Kohle bloss noch übrig ist, legt Achilleus das aufgesteckte Fleisch über die Kohlen und dreht emsig den auf Feuerböcke gestützten Bratspiess. Als er das Fleich gebraten und auf dem Anrichtetisch zerlegt hat, setzt Patroklos Brot auf den Tisch, und Achilleus verteilt das Fleisch. Dann beginnt das Mahl, zu dem die Gäste freundlich eingeladen werden. So einfach und anspruchslos leben die alten Helden. Brot und Fleisch und ein Trunk guten Weines genügt den Königen. Obwohl dem Achilleus Scharen von Dienern zu Gebote stehen, bereitet er selbst das Mahl mit seinem Freunde und bedient selbst die lieben Gäste. Besonders aber ist hier der Dichter zu rühmen, da er mit seltener Kunst und mit den einfachsten Mitteln der Darstellung über die prosaische Arbeit der Küche einen Zauber der Poesie verbreitete, der nie aufhören wird, das Gemüt der Leser zu fesseln. Und wie diese Verse den römischen Dichter Ovid zu jener schönen Nachahmung in der epischen Erzählung „Philemon und Baucis" gereizt, so wird auch unser homerfester Dichter Voss ohne Zweifel in dieser Darstellung Anregung für seine Idyllen gefunden haben.

Begeistert von der Schönheit der Odyssee sagt Werther in dem bekannten Werke Göthes: „Es ist nichts, das mich so mit einer stillen und wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchalischen Lebens." Das innere Glück, die Freude und das ganze Gedeihen des Hauses beruht zur andern Hälfte auf dem Wesen der Frau. In der Ilias hat die Volkssage die Kriegsthaten der Männer verherrlicht, für das Familienleben und das Wirken der Frauen blieb wenig Raum. In der Odyssee bildet der grosse Krieg gleichsam nur den Hintergrund; wir werden auf der Wanderung des Odysseus oder des Telemach von einem Hof in den andern geführt und lernen überall das häusliche Leben kennen. Schön ist der Park und die Grotte der einsam lebenden Göttin Kalypso; aber das sinnliche Weib kann den edlen Odysseus nicht fesseln; weinend schaut er, am öden Meerstrande sitzend, in die weite Ferne und sucht mit den Augen des Geistes seine sinnige Gattin Penelope. Die unnatürliche Zauberin Kirke vermag mit all' ihren Hochgenüssen den Odysseus nicht an ihre Insel zu bannen. Mit Schaudern und Entsetzen wendet er sich ab von dem rohen und grausigen Junggesellenleben des nur sein eignes Ich kennenden Polyphem. Tiefe Trauer ergreift den Odysseus, als der Schatten des Agamemnon ihm sein tragisches Unglück in so gewaltig erschütternder Weise enthüllt. Am Tage der Rückkehr ist der siegreiche Held von dem Buhlen Aigisthos und seiner eigenen, verfluchten Gattin beim Freudenmahle überfallen und getötet, wie ein Stier an der Krippe (11. 405—434).*) Das sind die Schattenseiten einer öden, liebeleeren Einsamkeit, oder auch einer treulosen Ehe. Den Hof des Menelaos lernen wir kennen durch die Reise des Telemach. Wir sehen dort wieder walten die schöne Helena. In der Ilias war sie nicht eine gemeine Buhlerin, sondern eine edle Frau, welche ihren durch die Göttin Aphrodite veranlassten Fehltritt bitter bereut; so zeigt sich Helena auch in der Odyssee vor dem Telemach, welcher voll von Hochachtung und Bewunderung das Geschenk aus ihrer Hand gern als ein köstliches Kleinod für seine einstige Gemahlin bewahren will. Als Helena in Männersaale erscheint, um Telemach und Peisistratos, den Sohn des Nestor zu begrüssen, da tritt Helena nicht auf mit dem Pomp und Glanz einer modernen Königin, sondern wie eine brave, an ununterbrochene Thätigkeit gewöhnte Bürgersfrau, die nie ihr Strickzeug mitzunehmen versäumt, auch wenn sie zu einem grossen Kaffee geladen ist. Drei Mägde begleiten Helena, von denen die eine den Wollkorb und den Spinnrocken der Königin trägt; denn Helenas fleissige Hände wollen immer schaffen für den Bedarf des Hauses. Lauter Friede und Freude und niemals getrübtes Glück hatte Telemach vorher schon an dem gastlichen Hofe des alten Nestor gefunden, der gerade mit seinen Söhnen und dem ganzen Volke zu Ehren des Poseidon einen gemeinsamen Opferschmaus feierte. Die neuen Gäste müssen gleich teilnehmen an dem Mahle, man fragt nicht nach ihrem Namen. Erst nachdem sie gegessen und getrunken, da sagt der alte Nestor freundlich: „Nun geziemt es sich wohl Nachfrage zu thun und zu forschen, wer die Fremdlinge seien." Aber das schönste Bild patriarchalischen Familienlebens bieten die beiden Königshöfe des Alkinoos und der Arete, des Odysseus und der Penelope. Für diese gilt im vollen Sinne das herrliche Wort des Odysseus, welches er sprach, als er den Segen des Himmels auf das Haupt der edlen Königstochter Nausikaa herabflehte (6, 180—185).

οὐ μὲν γὰρ τοῦ γε κρεῖσσον καὶ ἄρειον,
ἢ ὅθ' ὁμοφρονέοντε, νοήμασιν οἶκον ἔχητον
ἀνὴρ ἠδὲ γυνή, πόλλ' ἄλγεα δυσμενέεσσιν,
χάρματα δ' εὐμενέτῃσι, μάλιστα δέ τ' ἔκλυον αὐτοί."

---

*) Solche Stellen muss der Schüler fest auswendig lernen, dann bleibt auch noch im Mannesalter das Interesse am göttlichen Homer.

Odysseus ist nämlich zu der Insel der Phäaken verschlagen. Hier entrollt uns der Dichter das einfache Leben eines glücklichen Königshauses und eines frohen, betriebsamen Volkes. Nausikaa und Arete hat er mit besonderer Liebe gezeichnet. Nausikaa soll auf Athenes Veranlassung dem Odysseus, der nach einem Schiffbruch an den Strand getrieben, Hülfe bringen. Athene erscheint daher der Jungfrau im Traum unter der Gestalt einer Gespielin. „Welch' ein lässiges Mädchen," sagt die Freundin, „bist du der Mutter! Die Gewänder, so wert der Bewunderung, liegen dir verwahrlost, und bald steht dir Vermählung bevor, wo du selbst ein schönes Gewand anziehen und den Jünglingen reichen musst, wenn man dich heimführt. Eilen wir, sobald der Morgen sich rötet, zur Wäsche; bitte den Vater um Mäuler und Wagen, denn die Waschgruben sind am Flusse fern von der Stadt." Staunend ob des Traumes eilt Nausikaa zu den Eltern. Vater und Mutter findet sie in der Kammer; diese sitzt der Wolle Gespinnst drehend am Herde, umringt von dienenden Weibern; aber der König kommt ihr an der Thüre entgegen und geht in den hohen Rat der glänzenden Herrscher, wohin ihn die ruhmvollen Phäaken gerufen. Eine Königstochter besorgt die Wäsche der Familie, die Königin spinnt, der König geht in den Rat; jede Person hat ihre charakteristische Beschäftigung, aber wie sie war in den guten alten Zeiten der Ahnen. Der Wagen wird natürlich vom Vater bewilligt, die Knechte spannen die Mäuler vor, die Jungfrau trägt die feinen Gewänder aus der Kammer auf den Wagen; die Mutter bringt zur Stärkung Brod und Wein und gibt, als sie aufgestiegen, noch eine goldene Flasche geschmeidigen Öls, dass sie nach der Arbeit mit den Mägden sich bade und salbe. Dann schwingt Nausikaa die Geissel, und dahin eilen die Mäuler, während die Mägde zu Fusse folgen. Angekommen, tragen sie alle gemeinsam die Gewänder in die Waschgruben; es stampfen rasch mit den Füssen die Mägde, fröhlichen Wettstreit der eifrigen Königstochter bietend. Nachdem die Kleider gereinigt und über den Kies des Meerufers hingebreitet, baden sie und salben ihr Haar mit Oel. Darauf spielt die Königstochter mit den Mägden Ball unter frohem Gesange. Bei der Rückkehr nehmen ihr die freundlichen Brüder selbst die Gewänder vom Wagen und tragen sie in das Haus. Nun denke man sich unter Nausikaa ja nicht ein Mädchen, das, den Werken des Geistes abhold, unnötiger Weise Arbeit der Mägde verrichtet. Der vielerfahrene Odysseus kann nicht genug die Klugheit und das anmutige Wesen der Jungfrau bewundern. Die Königin Arete ist nicht ein einfaches Mütterchen, das eher ein Bauernhaus als einen Herrscherpalast zierte; nein, sie ist eine kluge, edle Landesmutter (conf. 6, 70), wird hoch geehrt von Alkinoos, den trautesten Kindern, auch vom Volk, das wie eine Göttin sie anschaut und freudig mit Gruss sie empfängt, so oft sie die Stadt durchwandelt; denn es fehlt' ihr nicht an Geist und Verstand, ja auch der Männer Zwiste entscheidet sie mit Weisheit. Auf Odysseus macht die kluge und edel gesinnte Königin einen so tiefen Eindruck, dass er in jenen kurzen, aber inhaltschweren Abschiedsworten ihre hohen Bestrebungen so schön andeutet: „Du, o Königin, sei im Palaste beständig froh der Kinder, des Volkes und Alkinoos', deines Gemahls (13, 61).

Das patriarchalische Leben treibt auch am Hofe und im Volke zu Ithaka die schönsten Blüten edler Menschlichkeit in den verschiedenen Erscheinungen der Treue, der Treue des Sohnes und der Gattin gegen den Vater und Gatten, der Treue der Vasallen gegen den König, der Treue der Sklaven gegen ihren Herrn. Alle erwarten seit langer Zeit, obwohl kaum noch Hoffnung vorhanden, sehnsuchtsvoll die Rückkehr des geliebten und hochgeschätzten Helden Odysseus; denn während die Phäaken von lauter Friede und Freude beglückt wurden, war der Hof von Ithaka seit zwanzig Jahren des Herrschers verwaist, von Leid und Gefahren verfolgt, bis endlich die Ankunft und der Sieg des Odysseus über die frechen Freier das frühere Glück des so lange unterbrochenen Ehebundes wieder erneuete, und ein gerechtes Regiment die Hausgenossen und Vasallen für die

alte Treue belohnte, die Untreue bestrafte. Wie nämlich auf dem besten Acker, wenn er nicht sorgfältig gepflegt wird, neben dem Weizen sich schädliches Unkraut einnistet, so erwuchs auch bei der langen Abwesenheit des Odysseus in dem Herzen mancher Vasallen und Hausgenossen die Untreue. Da man schliesslich die Heimkehr des Odysseus für unwahrscheinlich hielt, so versammelte sich eine Schar junger Männer aus dem Adel des Landes in dem Palaste des Odysseus, welche um die Hand der schönen Penelope warben. Alle Tage schmausten und zechten sie im Palaste, verzehrten das Lebensgut des Odysseus und verlangten mit frechem Ungestüm, Penelope solle einem der Freier sich vermählen. Aber Penelope verachtete in treuer Liebe zu Odysseus die Werbungen der reichen Junker und sann auf listige Ausflüchte, die zudringlichen Menschen hinzuhalten und zu täuschen; denn sie konnte von der Hoffnung nicht lassen, dass ihr Gemahl noch lebe und einst heimkehren werde. Zwanzig Jahre der Trennung haben das Vertrauen und die Treue der edlen Frau nicht erschüttert, bis die Götter selbst den heissgeliebten Mann in die Heimat zurückführten. Als der Sohn Telemach herangewachsen, will er eine Seefahrt unternehmen, um von den andern achaischen Helden, welche aus dem grossen Kriege gegen Asien glücklich heimgekehrt, über seinen verschollenen Vater vielleicht Kunde zu erhalten. Obschon viele Ithaker aus Furcht vor den Freiern ihn nicht unterstützen, findet er doch im Adel und Volke dem Königsgeschlechte des Odysseus ergebene Vasallen, welche die väterliche Milde des Odysseus nicht vergessen hatten. Noemon rüstet ihm ein Schiff aus, Leute aus dem Volke thun gern die Matrosendienste. Zurückgekommen, kehrt Telemach zuerst beim Sauhirten Eumaios, dem treuen Sklaven, ein. Die alten Griechen nannten die Sklaven *οἰκέται*, Hausgenossen, die alten Römer familia, weil sie die Sklaven wie eigene Verwandte betrachteten und behandelten. Manche Sklaven haben diese Liebe mit der dankbarsten Treue vergolten. Eumaios, obwohl Sklave, war als Knabe mit Ktimene, der Schwester des Odysseus, von der Königin Antikleia liebevoll gleich dem eigenen Kinde erzogen. Ktimene wurde später nach Samos hin verheiratet; Eumaios kam als Sauhirt ins Gebirge, wo er die Herden des Odysseus besorgte und das Besitztum seines geliebten Herrn mehrte, als ob es sein eigenes gewesen wäre. Als er jetzt den Telemach in sein Gehöft eintreten sieht, da eilt er froh dem Herrscher entgegen, küsst ihm Antlitz und beide glänzenden Augen und beide Hände, und häufig entstürzt ihm die Thräne. (Od. 16, 15.) So wie ein Vater den einzigen Sohn mit herzlicher Liebe bewillkommt, der aus entlegenem Lande im zehnten Jahre endlich heimkehrt, um den er viel Kummer ausstand, also umschlang jetzt der Sauhirt den schönen Telemach, ganz ihn mit Küssen bedeckend, als ob er dem Tode entflohen wäre. „Nun, so komm denn hinein, mein süsses Leben," so spricht der naiv edle Sklave zu Telemach, „damit ich mich labe an deinem Anblicke, der du eben aus der gefahrvollen Fremde wohlbehalten zurückkehrst." Wenn heutzutage ein Sauhirt auf prinzlichen Gütern einen Königssohn mit solchen Zärtlichkeiten überhäufte, würde der Prinz an seinem Verstande zweifeln und ihn in ein Irrenhaus bringen lassen. Was thut Telemach? „Väterchen, so sei es", erwiderte er in demselben herzlichen Tone; „denn deinethalb komme ich hierher, dass ich wieder mit den Augen dich sehe und deine Rede vernehme." Als Telemach nach dem heimischen Palaste zurückkommt, da eilt ihm die alte Pflegerin Eurykleia, Freudethränen in den Augen, entgegen; rings auch kommen die andern Mägde, heissen ihn willkommen und küssen ihm Antlitz und Schultern. Noch bessere Tage hatten die Sklaven genossen, so lange Odysseus selbst Regierung und Hauswesen verwaltete; denn er betrachtete sich nicht als Herrn, sondern als väterlichen Beschützer derselben. Daher denn jenes Trauern und Sehnen nach dem edlen Odysseus, daher jene treue Arbeit und eifrige Sorge der dankbaren Sklaven, um das Besitztum des abwesenden Herrn zu erhalten und zu mehren. Wie froh musste dem Odysseus ums Herz sein, als er, in Bettlergestalt beim Eumaios eingekehrt, den trefflichen Sauhirt immer nur über den milden Herrn

erzählen hört, der nun in der Fremde Not leide, während die frechen Freier sein Lebensgut verprassen. „Ja, wäre Odysseus heimgekehrt, der hätte mir ein Haus gegeben, ein eigenes Ackergut und ein liebes Weib, weil ich mit Eifer ihm diente, und die Arbeit mir ein Gott segnete. Nimmer finde ich einen so gütigen Herrn, wohin ich auch komme, auch nicht in des Vaters und der Mutter Haus, wo ich geboren und herangewachsen. Auch trauere ich nicht um jene so sehr, obwohl es mein heisser Wunsch ist, sie wieder zu sehen im lieben Vaterlande; nur an die Not des Odysseus denke ich des lang abwesenden, der mich so liebreich pflegte. Ja ich scheue mich auch in seiner Abwesenheit, ihn einfach Odysseus zu nennen, denn er war mein älterer Freund.“ Eine solch' bewunderungswürdige Treue und Anhänglichkeit entwickelte sich unter dem naiv patriachalischen Regimente des Odysseus auch in den Herzen der Sklaven, obwohl wie Eumaios selbst sagt, die Hälfte der Tugend Zeus waltende Vorsicht einem Manne nimmt, den der Tag der Knechtschaft ereilt. Das Beispiel des Eumaios steht nicht allein, der Rinderhirt Philoitios war ein ähnlicher Charakter. Der Sauhirt Eumaios und der Rinderhirt Philoitios weinen vor Freude, als sie in dem vermeintlichen Bettler ihren Herrn wieder erkennen; sie umarmen den König Odysseus, heissen ihn froh willkommen und küssen ihm Antlitz und Schultern. So küsst ihnen auch das Haupt und die Hände Odysseus (21, 225). Wie Odysseus und Telemach mit Hülfe dieser treuen Männer die frechen Freier überwunden, Untreue unter dem Hausgesinde scharf bestraft: da stürzten die treuen Mägde alle mit frohem Gruss herbei, umarmten den König Odysseus, bewillkommten ihn freundlich und küssten ihm Antlitz, Schultern und Hände. (22, 499). Denn nach langer Not kehrten die guten alten Zeiten mit dem milden Herrn nach dem Königssitze zurück. An diese mochte sich auch noch der altersschwache Hund Argos in seiner Verlassenheit erinnern, als er, die Stimme seines Herrn vernehmend, der ihn in seiner Jugend so liebreich gepflegt, mit letzter Lebenskraft Kopf und Ohren zum Willkommen erhob, mit dem Schweife noch freundlich wedelte, (gehen konnte er nicht mehr) und dann — starb. Eine stille Thräne entquoll dem Auge des Odysseus bei dem Anblicke des treuen Tieres, das verwahrlost da lag auf einem Misthaufen des Hofes. (17, 292.)

Der naive Mensch hängt mit grosser Zähigkeit am irdischen Leben, sein Streben und Handeln ist ganz nach auswärts gerichtet auf die sinnlich anschauliche Welt; er zieht sich nicht in sein Inneres zurück, um sich zu schaffen ein eigenes, geistiges Dasein frei von der Aussenwelt. Das diesseitige Leben bietet ihm alle Güter, die er sich wünscht. Elend und Ungemach lehren ihn nicht das Leben verachten, spornen ihn vielmehr zu verdoppelter Lebensenergie an. Dass aus dem die Kräfte lösenden Tode ein neues, schöneres Dasein erblühen könne, ist für seine Art zu denken eine unerreichbare Vorstellung. Daher ist ihm der Tod, mag er ihn auch im Kampfe für die Güter des Lebens nicht scheuen, doch nie willkommen. So wenigstens dachten und handelten die homerischen Helden, und noch bei Hesiod finden wir keine andere Vorstellung. Die Griechen der ältesten Zeit glaubten nicht an ein jenseitiges Leben, d. h. eine Unsterblichkeit mit vollem Bewusstsein und erhöhter Lebenskraft, nachdem die irdischen Fesseln abgestreift. Ihr Leben nach dem Tode ist nur ein Schein- und Traumleben ohne rechtes Bewusstsein, ohne alle Kraft und Lebensfreudigkeit, ohne Zweck und Ziel, kurz ein bejammernswerter Zustand.

Wenn der Mensch stirbt, so wird der Körper verbrannt, der Aschenkrug in die Erde gesenkt. Mit der vollständigen Vernichtung des Körpers haben die Toten alle Kraft verloren, mit dem Aschenkruge steigen auch sie unter die Erde, in den Erebos, das dunkle Jammerthal. Nun sind sie energielose Häupter, *ἀμενηνὰ κάρηνα*, die Bilder der Sterblichen, die gearbeitet und sich gemüht haben, *βροτῶν εἴδωλα καμόντων*, bei denen es mit dieser Thätigkeit, die das Leben und seine Energie bezeichnet, jetzt vorbei ist, ja sie sind *νεκροὶ ἀφραδέες*, besinnungslose Tote. (Od. 11,475.) So lange der Körper noch nicht verbrannt ist, hat das Schattenbild noch einige Kraft und

kann vernehmlich sprechen. So bittet Elpenor, der auf der Insel der Kirke verunglückt und noch nicht beerdigt war, den Odysseus, seinen Herrn, um Bestattung und ein ehrenvolles Grabmal (Od, 11, 51.); dieselbe Bitte richtet in der Ilias der in der Schlacht gefallene Held Patroklos an seinen Jugendfreund Achilleus (Il. 23, 71); denn die Abgeschiedenen schwirren als Schatten trostlos um die Thore des Hades, die erst nach der Leichenverbrennung, welche ihre letzte Kraft und Verbindung mit der Oberwelt vernichtet, sich ihnen öffnen Sobald aber die Schatten in der Unterwelt Blut getrunken, erhalten sie mit der körperlichen Nahrung wieder Kraft und klares Bewusstsein auf einige Zeit. Antikleia, die Mutter des Odysseus, erkannte sogleich ihren lebend bis an die Thore des Hades vorgedrungenen Sohn, nachdem sie von dem Opferblute gekostet, und sie erzählt von ihrem eigenen Tode, vom Vater des Odysseus, von seiner Gattin und dem Sohne auf der Oberwelt, die sie noch nicht lange verlassen. Odysseus versuchte, voll inniger Sehnsucht, dreimal die Mutter zu umarmen, dreimal flog sie hinweg aus seinen Händen, wie ein nichtiges Schatten- und Traumbild. Als Odyssens sich seufzend beklagte, als ob Persephoneia ihm zur Täuschung ein solches Bild der Mutter zugeschickt, da sagt Antikleia: „Ach, mein Sohn, nicht trügt dich Persephoneia, das ist Bestimmung des Menschen; denn nicht mehr wird Fleisch und Gebein durch Sehnen verbunden, sondern dies alles verzehrt die Gewalt der Flamme, sobald aus dem weissen Gebein das Leben hinwegfloh; aber die Seele verfliegt wie ein luftiger Traum und entschwebt.“ (Od. 11, 152—222.) Wie der durch den Menchelmörder Aigisthos getötete Agamemnon von dem schwarzen Blute der Opfertiere getrunken, erkannte er sogleich den Odysseus, weinte laut und versuchte vergeblich den alten Kampfgenossen zu umarmen; denn er hatte nicht mehr die spannende Kraft und Stärke, wie sie ihm einst in den Gliedern war. (Od. 11, 390). Als Odysseus in der Unterwelt den Helden Achilleus unter der Ehrenbegleitung seiner Freunde und Genossen glücklich pries, da sagt Achilleus jenes bezeichnende Wort: „Nicht vom Tode rede mir ein Trostwort, edler Odysseus! Lieber möchte ich als Tagelöhner das Feld bestellen einem dürftigen Manne, als die sämtliche Schar der abgeschiedenen Toten beherrschen (Od. 11,488). Obwohl der blinde Seher Teiresias durch eine besondere Gnade der Persephoneia auch nach dem Tode seine volle Geisteskraft behält, so ist es ihm doch unbehaglich zu Mute in dem dunklen Jammerthale und redet Odysseus, den er sogleich erkennt, also an: „Was verlässt Du, o Unglücklicher, das schöne Licht der Sonne und kommst hierher, zu sehen die Toten und deren freudlosen Wohnsitz?“ Dann verlangt er zu trinken von dem schwarzen Opferblute, aber nicht zur Wiedererlangung des Bewusstseins, sondern zu belebender Stärkung, um die Wahrheit verkünden zu können. (Od. 11,93). Daher haben die Abgeschiedenen, mögen sie auf der Oberwelt gute Werke vollbracht oder ein frevelhaftes Leben geführt haben, in der Unterwelt alle ein trauriges Dasein. Wir haben hier lauter naive Vorstellungen von dem jenseitigen Leben, die aber den tiefer denkenden Menschen durchaus nicht befriedigen. Freilich finden wir in der Odyssee schon Anschauungen, aus denen sich leicht der Glaube an ein Fortleben mit vollem Bewusstsein, an Lohn und Strafe nach dem Tode und an getrennte Wohnsitze für Gute und Böse entwickeln konnte; aber jene Verse, welche solches andeuten, sind späteren Ursprungs. Der Meergreis Proteus weissagt dem Menelaos, dass die Götter ihn einst unberührt vom Schicksal des Todes in die elysische Flur am äussersten Ende der Erde senden würden, wo den Menschen das müheloseste Leben, und säuselnde Zephyre aus dem Okeanos angenehme Kühlung wehen, denn er habe die Helena zur Gemahlin und dürfe sich Eidam des Zeus nennen. (Od. 4,563.) Berühmte Gelehrte, wie Becker, Köchly, Kirchhoff verwerfen diese Stelle mit guten Gründen, und das Alter der Einschiebung lässt sich wohl nicht bestimmen. Wenn auch die Verse über die Strafe des Tityos, Tantalos und Sisyphos in der Unterwelt (Od. 11,575—600) eines Dichters der Odyssee nicht

unwürdig sind, so müssen wir doch fragen, was sollen besondere Strafen an einem Orte, wo auch der gute Mensch sich so tief unglücklich fühlt, und so mag denn auch wohl dieser Zusatz später entstanden sein.

Erst als die Griechen sich von der epischen zur lyrishen Dichtung, von der blossen Anschauung der Natur zur denkenden Betrachtung derselben d. h. zur Philosophie hinwandten, da schuf sich das Volk eine geistige Welt, die schöner war als das beschränkte irdische Dasein und frei von den Gebrechen desselben. Durch die Reflexion kam es wieder zum vollen Bewusstsein seines Wesens und seiner Bestimmung und fand durch Reflexion die ausgleichende Gerechtigkeit im jenseitigen Leben, welche es hier auf Erden oft genug vermisste. Daher bildet jene herrliche Darstellung des jenseitigen Lebens bei dem lyrischen Dichter Pindar einen wunderbaren Gegensatz zu dem freudlosen, Gute und Böse bergenden Wohnsitze der elenden Schatten bei dem naiv erzählenden Homer. „Der Reichtum mit Tugenden geschmückt ein hellleuchtender Stern, ein wahrhafter Glanz dem Manne, wenn einer, dem solcher Reichtum geworden, die Zukunft kennt, dass der hier gestorbene frevelnde Sinn alsbald Strafe büsst, dass über die Frevel aus diesem Herrschergebiete des Zeus unter der Erde einer richtet, den Spruch sprechend in verhasster Notwendigkeit. Und in gleichen Nächten stets, in gleichen Tagen die Sonne geniessend empfangen die Guten ein müheloseres Leben, nicht die Erde beunruhigend mit der Hände Kraft, noch des Meeres Gewässer um nichtigen Lebenszweck; sondern mit den Göttergeehrten geniessen sie, die schwuresgleich das Recht gehalten, ein thränenloses Dasein, die andern aber tragen ein unanschaubares Leid. Und die, welche vermochten dreimal beiderseits verharrend ganz und gar ferne zu halten vom Unrecht die Seele, die vollbringen den Weg des Zeus zu des Kronos Burg, wo oceanische Lüfte die Inseln der Seligen umwehen, und goldene Blumen leuchten, vom Lande her von glänzenden Bäumen herab, und andere das Wasser nährt, mit deren Gewinden sie Arme und Haupt umflechten.“ (Ol. II. nach Lehrs.)

Die Züge homerischer Naivität sind mit den wenigen Bemerkungen noch lange nicht erschöpft; denn alles und jedes ist schliesslich bei dem alten Dichter und dem von ihm dargestellten Volke naiv, wenn auch diese uns so anmutende Eigenschaft nicht überall gleich vernehmbar hervortritt. Nur in allgemeinen Umrissen haben wir das glänzende Bild edler ursprünglicher Menschlickeit gesehen, freilich hie und da durch einen Fleck verdunkelt; wir haben einen Blick in die Zeiten gethan, wo sich nach der Natur menschlich der Mensch noch erzieht, aber in dieser einfachen Erziehung zu einer wunderbaren Heldengrösse emporwächst, ohne sein ursprüngliches Wesen einzubüssen. Diese Naivität ist für uns nicht auf ewig verloren in dem Zeitalter verschiedener Bildung; wir können sie wieder erobern durch ein einfaches, offenes Wesen, das Schein und Unnatur bekämpft, wir können sie wieder erobern durch freudiges Schaffen und Wirken für Vaterland und Familie; mögen wir nah dieser edlen Tugend streben aus allen Kräften, dann sehen wir nicht mehr in dieser Welt ein unvollkommenes Jammerthal, „die Sonne Homers sie lächelt dann auch uns.“

Aber nicht bloss auf die Wahrheit der homerischen Poesie sind die Schüler aufmerksam zu machen, sondern auch auf die Schönheit derselben. „Die goldgelockten Töchter der Natur, Wahrheit und Schönheit,“ sagt Fr. Stolberg in höchster Begeisterung, „beugten sich über den klaren Strom homerischer Poesie und erkannten in jeder Welle staunend ihr Bild.“ (Ode auf Homer v. 16.) Die Schönheit entquillt der gestaltenden Phantasie und beruht auf der lebendig anschaulichen Darstellung der Bilder, welche der Dichter zunächst seinem geistigen Auge durch die Macht der Phantasie lebendig und anschaulich hinzaubert. Die Vollendung der äusseren Gestalt ist dabei nicht die Hauptsache, sondern das Leben, d. h. das höhere, geistige.

Gerade dies ist das packende und fesselnde Moment in der Poesie und bildenden Kunst, während äusserlich schöne Darstellungen ohne Leben den Betrachter durchaus kalt lassen. Ist aber das geistige Leben durch klar abgegrenzte Form verkörpert, so entsteht jene Schönheit der Poesie, durch welche Homer uns zur höchsten Bewunderung hinreisst.

Der naive Sinn des Homer ist auf die Aussenwelt gerichtet, seiner scharfen Beobachtung entgeht nichts, weder das Kleinste, noch das Grösste in Natur- und Menschenleben. Wie er dem Thun und Treiben der Tiere, dem Wachstum und Gedeihen der Pflanzen zugesehen, so hat er auch die Menschen genau kennen gelernt, die da raten und thaten in Krieg und Frieden für das Wohl des Staates, die eifrig und sinnig Kunst und Handwerk betreiben, sich freuen oder trauern im Kreise ihrer Familie. Wenn der Name Homer nur eine Person enthielte, so gäbe es keinen andern Menschen von so umfassenden Kenntnissen und einer so allseitigen Lebenserfahrung. Mit einer solchen Beobachtung der Welt verbindet der Dichter eine wunderbare Gabe, die mannigfaltigen Eindrücke der Aussenwelt in seiner Phantasie zu neuen Schöpfungen umzugestalten und sie, von allem Zufälligen befreit, durch das Gepräge des Idealen zu veredeln. Daher die lebendig anschauliche, schöne Darstellung bei Homer.

Wir erkennen dieselbe zunächst in der Ausführlichkeit der Erzählung. Kein Moment der Handlung wird übergangen; Grosses und Kleines wird angeführt, bis wir endlich das Ergebnis der Handlung klar vor unsern Augen sehen. Aber über alles ist der Zauber und der helle Glanz homerischer Poesie ausgegossen, so dass wir gern bei dem Einzelnen verweilen, ohne wie bei der Lektüre der modernen, breit und langweilig geschriebenen Romane rasch nach dem Ende zu eilen. Man lese mit den Schülern die trefflichen Worte, welche Lessing in seinem Laokoon über den Pfeilschuss des Pandaros (Jl 4, 105) sagt, und versäume es ja nicht, in noch vielen andern besonders geeigneten Stellen dieses Gesetz homerischer Poesie wieder aufsuchen zu lassen.

Die Heimführung der Chryseis (Jl. 1, 428—488) bietet ein wunderbares Beispiel von der Ausführlichheit homerischer Darstellung. Odysseus brachte Chryseis, die Tochter des Apollopriesters Chryses, über die See in ihre Heimat zurück mit dem Auftrage, dem Gotte Apollon zur gänzlichen Versöhnung dort eine Festhekatombe zu opfern. Apollon hatte nämlich in seinem Zorn den Achaiern die Pest ins Lager gesandt, weil sie seinem Priester die Tochter geraubt hatten, und Agamemnon dieselbe gegen hohes Lösegeld nicht ausliefern wollte. Nachdem Odysseus den Ort seiner Bestimmung erreicht, läuft das Schiff in den Hafen. Hier wird jede Hantierung der Matrosen ausdrücklich erwähnt, bis das Schiff, durch Haltseil und Anker gefesselt, ruhig daliegt. Nun steigen sie aus, heraus führen sie die Hekatombe, heraus tritt die Jungfrau. Diese geleitet der kluge Odysseus zum Altar, übergibt sie dem Apollopriester und verkündet ihm mit kurzen Worten den Zweck seiner Reise. Chryses nimmt freudig sein Kind, so erzählt Homer weiter, deutet aber nur mit einem Worte die Gemütserregung des Vaters an. Neuere Dichter hätten die Freude des Vaters über die Rettung seiner Tochter breit und lang geschildert; der naive Sinn des Homer ist auf die Aussenwelt gerichtet und beachtet weniger die Vorgänge des Gemüts. Während Odysseus dem Chryses die Jungfrau überliefert, führen schon seine Genossen die Hekatombe zum Altar und stellen sie geordnet hin. Dann wird die Opferhandlung und der Opferschmaus mit einer Genauigkeit beschrieben, als ob das alles andern zum Unterrichte im Ritus dienen sollte. Als sie am andern Tage wieder abfahren, wird vom Dichter fast keine Handlung der Matrosen vergessen, welche das Schiff zum Auslaufen bereit machen. Unter günstigem Winde kommen sie bald zum Lager der Achaier zurück, ziehen das Schiff ans Land, stützen es mit untergestellten Balken und zerstreuen sich dann durch das Lager. Wir haben hier also die umständlichste Erzählung; aber wer diese Verse liest, wird merken, dass die Ausführlichkeit des Homer einen besonderen Reiz in sich

birgt und durchaus nicht mit der langweiligen Breite in den heutigen Romanen zu vergleichen ist. Darin liegt ja gerade die Kunst des Homer, dass Eigenschaften, welche andern zum Vorwurf werden, seinem Genius zum Ruhme gereichen. Doch gehen wir wieder zum Anfang der Darstellung zurück (V. 431). Homer hat dort kein Wort für die Ausrüstung, für das Besteigen und Auslaufen des Schiffes, während er sonst derartiges zu erzählen nie unterlässt. Ein aufmerksamer Schüler wird sich bald erinnern, dass Homer v. 308—311 ausführlich schildert, wie Agamemnon das Schiff in das Meer ziehen lässt, Ruderer hinein wählt, die Jungfrau und die Opfertiere an Bord schafft, und endlich der kluge Odysseus als Führer hinaufgeht. Nachdem sie alles geordnet, und alle eingestiegen, fahren sie dahin über die Pfade des Meeres. Der moderne Dichter würde nun jedenfalls die Zeit der Hinfahrt mit den herrlichsten Schilderungen der Natur, die sich ja gerade dort auf dem Meere wie auf dem Lande durch ihre Pracht und Mannigfaltigkeit kennzeichnet, ausgefüllt haben. und nach unserm Gefühle vermissen wir gerade solche Darstellungen. Da aber dem naiven Dichter die Thaten der Menschen die Hauptsache sind, so erzählt er unterdessen die wichtigen Ereignisse im achaischen Lager, bis schliesslich Achilleus, der Briseis beraubt. zürnend am Gestade des Meeres sitzt, das den Odysseus schon nach Chryse gebracht.

Die berühmte, von Lessing zu einem andern Zwecke besprochene Stelle über den Gott Apollon, der die Pest in das achaische Lager sendet (Il. 1,43—52), ist auch in dieser Beziehung höchst lehrreich. Nachdem die Schüler mit jenen Versen vertraut gemacht, gehe man dieselben nochmals durch mit Hinweisung auf die homerische Art der Darstellung. Es fehlen hier nämlich verschiedene Momente der Handlung; aber wo ein solches vermisst wird, hat der Genius des Dichters einen höheren Zweck im Auge. Kaum hat der Priester gebetet, und der Gott ihn erhört, so geht Appollon schon, von Zorn heftig bewegt, mit Bogen und Köcher gerüstet, von der Höhe des Olympos. Wenn der aufmerksame Schüler hier die ausführliche Schilderung, wie sich der Gott zu seinem Racheplan vorbereitet, nicht mit Unrecht vermisst, so mag er daran erinnert werden, dass der Dichter hier die Raschheit der Handlung vergegenwärtigen will, welche den von Zorn hingerissenen Gott so schön charakterisiert. Mit gewaltigen Schritten geht er dahin, so dass auf seinen Schultern von der starken Bewegung die Pfeile im Köcher erklingen. Sein Zorn wird immer mächtiger; denn das deutet sein Antlitz an, welches sich verfinstert, wie das Dunkel der Nacht. Von dem weiten Wege durch Länder und Meere erwähnt der Dichter kein Wort und lässt den vom Affekte getriebenen Gott gleich Stellung nehmen gegenüber dem Schiffslager der Achaier. Jetzt folgt nicht eine breite Darstellung, wie er Bogen und Pfeile ordnet (vergl. den Schuss des Pandaros); der Zürnende hat alles im Augenblicke fertig, so dass dieser Teil der Handlung gar nicht einmal erwähnt wird. Gleich sendet er seine Pfeile ins Lager, welche der klingenden Sehne entschwirren. Maulesel und Hunde fallen zuerst; dann richtet er das schmerzbringende Geschoss auf die Menschen und trifft sie, so dass überall die ganze Zeit Leichenfeuer brennen. Auch hier fehlen verschiedene Momente der Handlung, denn nicht gleich nach dem Angriffe des Gottes können überall die Leichenfeuer brennen. „Zahllos stürzten die Menschen", würde Homer sonst in seiner epischen Breite sagen, „zur Erde und starben eines kläglichen Todes. Liebe Freunde erbarmten sich der Gefallenen, schleppten Holz aus dem Walde herbei und errichteten Scheiterhaufen etc." Allein wie sehr würden derartige Gedanken unsere Aufmerksamkeit von Apollon und der Wirkung seiner Geschosse, was doch hier die Hauptsache ist, abgelenkt haben; die Kürze der Darstellung ist hier von einer überraschenden Wirkung; der Gott traf, und gleich schon sehen wir vor unserm geistigen Auge überall die Leichenfeuer aufflammen.

In Bezug auf die Ausführlichkeit der Darstellung ist höchst merkwürdig auch jene Stelle im neunten Buche der Ilias, wo Achilleus die Abgesandten der Achaier in seiner Lagerhütte bewirtet.

Gut ist es, schon die Sekundaner auf alle Eigentümlichkeiten und Schönheiten des Homer hinzuweisen, damit die Schüler möglichst früh anfangen, nicht bloss den Homer zu übersetzen, sondern auch sich für ihn zu begeistern. Mögen die homerischen Gedichte oder deren Teile immerhin nicht von einem Verfasser herrühren, so haben sie doch fast alle das Gepräge einer genialen Volksdichtung des naiven Zeitalters der Griechen. Daher treffen wir dieselben Vorzüge, welche wir an den Liedern der Ilias bewundern, auch in der Odyssee, und so begegnen wir auch hier jener naiven Ausführlichkeit der Darstellung, welche uns in der Ilias so sehr anmutet. Im vierten Buche der Odyssee (v. 431—463) erzählt Homer, wie Menelaos durch einen listigen Anschlag der Göttin Eidothea zur Weissagung zwingt den Meergreis Proteus. Auch hier ist kein Teil der Handlung übergangen. Sobald die Morgenröte erscheint, wählt Menelaos nach Verabredung aus seiner Begleitung drei herzhafte Genossen zu dem Unternehmen. Unterdessen taucht die Göttin aus dem Meere hervor mit vier Robbenfellen, die sie, wie man sieht, eben erst den Tieren abgezogen hat. Sie macht nun Gruben in den Meersand, lagert dort die Menschen der Reihe nach hin und wirft jedem eine noch feuchte Robbenhaut um. Als aber in der durchaus nicht beneidenswerten Lage der Seegeruch sie in arger Weise belästigte, findet die Göttin ein Rettungsmittel, indem sie allen angenehm duftendes Ambrosia unter die Nase legt. (Die Situation ist komisch genug, und der sentimentalische Dichter würde hier seinem Witze die Zügel schiessen lassen; der naive Homer sagt ganz trocken: „Sehr stark war der verderbliche Geruch, und keiner möchte wohl gern ruhen bei einem Seetiere.) So harren sie aus den ganzen Morgen; nun kommen die Robben aus dem Meere, welche dem Meergotte Proteus gehören, und lagern sich der Reihe nach am Strande in der warmen Sonne. Am Mittag taucht der Alte aus dem Meere empor, sieht seine feisten Meerkälber, tritt an jedes heran und zählt nach, ob keines fehle. Unter den Tieren zählt er die verhüllten Menschen zuerst, und weil er nicht die List ahnt, legt er sich selbst sorglos hin. Da stürzen Menelaos und seine Genossen mit lautem Geschrei hervor und ergreifen den Gott mit starken Händen. Obwohl dieser sich in verschiedene reissende Tiere verwandelt, ja sogar sich in Wasser und einen hochragenden Baum umgestaltet, sie halten ihn nach dem Rate der Göttin unerschrocken fest, bis er sich dazu bequemt, dem Menelaos zu weissagen. Wir haben in dieser Erzählung eine Ausführlichkeit und epische Breite der Darstellung, wie sie grösser nicht gedacht werden kann; aber man lese diese Verse, so man wird finden, dass sie durchaus nicht langweilen.

Im fünften Buche ist ähnlich ausführlich, aber grossartig der gewaltige Meersturm geschildert, durch welchen Poseidon den Odysseus zum letzten Male verfolgt, ehe er nach der rettenden Insel der Phäaken gelangt. Fünf ausgedehnte Vergleiche in 160 Versen (in der Odyssee auffällig viel) dienen dazu, die Hauptmomente der Handlung noch mehr zu veranschaulichen.

Wer die homerische Poesie verstehen und sich an ihr erfreuen will, der muss Lessings Laokoon wieder und wieder lesen. Lessing beweist dort im sechzehnten Abschnitt, dass Handlungen Gegenstand der eigentlichen Poesie sind, Körper die Poesie nur andeutungsweise durch Handlungen schildert. Ausführliche Gemälde körperlicher Gegenstände nennt Lessing ein frostiges Spielwerk; kurze Beschreibungen scheint er nicht auszuschliessen, falls der Dichter sie für die Darstellung der Handlung nötig hat. „Ich spreche nicht der Rede überhaupt", sagt er weiter, „das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach seinen Teilen zu schildern, sondern ich spreche es der Rede als dem Mittel der Poesie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen das Täuschende gebricht, und dies Täuschende muss ihnen gebrechen, weil das Koexistierende des Körpers mit dem Konsekutiven der Rede dabei in Kollision kommt, indem jenes in dieses aufgelöst wird. — Der Poet will aber die Ideeen, die er in uns erweckt, so lebhaft machen, dass wir in der Geschwindig-

keit die wahren, sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben und in diesem Augenblicke der Täuschung uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte bewusst zu sein aufhören.“ Was Lessing hier behauptet, hat der Genius des Homer befolgt, ohne sich der theoretischen Begründung bewusst zu sein, und eine Ahnung des Rechten und Wahren verrät jeder gewöhnliche Mensch, der die breiten Beschreibungen in den modernen Romanen ohne Bedenken als langweilig überschlägt.

Um homerische Poesie kennen zu lernen und zu begreifen, dass Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie bilden, ist es sehr lehrreich den Schiffskatalog im zweiten Buch der Ilias zu vergleichen mit der Heerschau des Agamemnon im vierten Buche. Ohne alles Bedenken bezeichnet Nitzsch wohl mit vollem Rechte den Katalog als eine Interpolation, da homerische Darstellungsweise in demselben ganz und gar vermisst wird. Kammer meint, dass ein vorhandenes Verzeichnis der griechischen Streitkräfte, das etwa bei der Abfahrt von Aulis entworfen war, zu diesem Katalog benutzt wurde. Wohl möglich, denn wenn der Dichter statt dieser amtlichen Register alte Volkssagen vor sich gehabt hätte, so würde wohl etwas Anderes herausgekommen sein, als ein der homerischen Poesie unwürdiges Machwerk. Nachdem durch die Reden des Odysseus und Nestor die Kampfeswut mächtig erregt, rüstet sich das Volk, und die Helden führen ihre schlachtbegierigen, froh jauchzenden Scharen in die Skamandrische Ebene. Sechs Vergleiche schildern den Mut und die zahllose Menge des kampfbereiten Heeres, und es soll zu einer entscheidenden Schlacht kommen. Wir sind aufs höchste gespannt; da ruft der Dichter die Musen an, dazu noch in seltsamen, unverständlichen Worten, sie sollten ihm mitteilen die Grösse der Flotte, die doch hier gar nicht in Frage kommt, und die Anführer derselben. Das geschieht denn auch in prosaisch ausgiebiger Weise, so dass wir oft nicht wissen, ob wir einen Abriss der Geschichte und Geographie, oder ein Epos lesen; denn so häufen sich die trocken geschichtlichen Bemerkungen und die unendliche Zahl von Städtenamen. Nachdem wir durch alle griechischen Länder geführt, kommen wir ins Lager des vom Kampfe sich fern haltenden Achilleus, wo die Myrmidonen friedlich mit Diskus und Bogen spielen. Nochmals werden wir dann v. 780 zu hoher Erwartung angeregt, aber was folgt? Der poesielose Katalog von der trojanischen Heeresmacht. Man mute den Schülern nicht zu, diese Kataloge sorgfältig mit dem Lexikon zu studieren, es genügt ein einmaliges Lesen in der Vossischen Uebersetzung. Wie verschieden ist die Heerschau des Agamemnon im vierten Buch der Ilias! Hier haben wir eine herrliche Probe homerischer Poesie; hier fesseln uns Leben, Bewegung, Handlung, angenehmer Wechsel, scharfe Gegensätze, und wir sehen, als ob wir gegenwärtig wären, das achaische Herr und seine Vorkämpfer sich rüsten und zur Schlacht ausrücken. Agamemnon springt vom Wagen, durcheilt die Volksscharen und Helden; hier lobt er, wo er schon kampfbereite Krieger sieht, dort tadelt er, wo noch gezaudert wird; hier nimmt der Führer beschämt den Vorwurf hin, dort hört der König scharfe Widerrede. Dann rücken die Achaier aus zur Schlacht, eine Schar nach der andern, in unabsehbarem Zuge, dicht gedrängt wie die Wogen der stürmenden See. Aber Stille beherrscht das gewaltige Heer, und man hört nur die Kommandoworte der Führer.

Bei den Troern erscholl mannigfacher Schlachtruf in den verschiedenen Sprachen der Hülfsvölker, bunt durcheinander wie das Geblöke der Schafe. Hier feuert Ares die Krieger an, dort Athene und Deimos und Phobos und Eris, welche anfangs klein sich erhebt, bald jedoch mit dem Haupte in den Himmel ragt, während sie mit den Füssen die Erde berührt. Und nun die unübertroffene Darstellung des Zusammenstosses der zur Wut entflammten Heere (v. Il. 4, 446—456).

οἱ δ᾽ ὅτε δὴ ῥ᾽ ἐς χῶρον ἕνα ξυνιόντες ἵκοντο
σὺν ῥ᾽ ἔβαλον ῥινούς, σὺν δ᾽ ἔγχεα καὶ μένε᾽ ἀνδρῶν

χαλκεοθωρήκων· ἀτὰρ ἀσπίδες ὀμφαλόεσσαι
ἔπληντ᾽ ἀλλήλῃσι, πολὺς δ᾽ ὀρυμαγδὸς ὀρώρει.
ἔνθα δ᾽ ἅμ᾽ οἰμωγή τε καὶ εὐχωλὴ πέλεν ἀνδρῶν
ὀλλύντων τε καὶ ὀλλυμένων, ῥέε δ᾽ αἵματι γαῖα.
ὡς δ᾽ ὅτε χείμαῤῥοι ποταμοὶ κατ᾽ ὄρεσφιν ῥέοντες
ἐς μισγάγκειαν ξυμβάλλετον ὄβριμον ὕδωρ
κρουνῶν ἐκ μεγάλων κοίλης ἔντοσθε χαράδρης·
τῶν δέ τε τηλόσε δοῦπον ἐν οὔρεσιν ἔκλυε ποιμήν·
ὣς τῶν μισγομένων γένετο ἰαχή τε πόνος τε.

Ratsam ist es, die Schüler über solche Abschnitte deutsche oder auch lateinische Aufsätze machen zu lassen, damit sich dieselben desto mehr in den Homer vertiefen und gefestigte, schöne Erinnerungen aus der Lektüre ins Leben hinübernehmen.

Homer beschreibt nicht seine Helden, ihre Grösse und Stärke, oder Waffen und Rüstung derselben; er denkt nur an die fortschreitende Handlung, die er in aller Ausführlichkeit uns erzählt. Das Körperliche ist ihm Nebensache, nie Hauptsache; doch weiss er auch das Körperliche andeutungsweise durch Handlungen klar genug zu veranschaulichen. Im vierten Buch der Ilias stellt der Dichter die That des geschickten Bogenschützen Pandaros dar, der den König Menelaos aus der Ferne mit einem wohl gezielten Pfeilschusse verwundet. Als Pandaros den Bogen von der Schulter nimmt, da erregt der Dichter in uns schon die gewisse Erwartung, dass der Held sein Ziel nicht verfehlen werde; denn mit sicherem Schusse hat er einst von der Warte einen auf dem höchsten Bergfelsen weilenden Steinbock ins Herz getroffen, aus dessen langen Hörnern ihm ein Künstler den kräftigen Bogen geschaffen. Wir sehen hier also andeutungsweise durch Handlung nebenher den berühmten Bogen geschildert, wie er entstanden, und welches Aussehen er in Folge dessen haben muss. Ich glaube nicht, dass es dem Dichter, wie Lessing behauptet, um das blosse Bild des Bogens zu thun war, dessen Beschreibung Homer mit seinem bekannten Kunstgriffe in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreut habe. Den naiven Sinn des Homer interessiert hauptsächlich die Handlung, Leben und Bewegung, wie auch der Mensch, in dem die reine, unverfälschte Natur waltet, wenn er Leben und Bewegung sieht, freudig aufmerkt, regungslose Körper, mögen sie auch noch so schön sein, neben dem Lebendigen unbeachtet lässt. Weil diese Neigung für Handlung, Leben und Bewegung in seinem Wesen und in der ganzen Eigenart seines Zeitalters begründet lag, so dürfen wir wohl nicht bei derartigen Darstellungen von einem Kunstgriffe des Homer sprechen, da er sich dessen ja nicht bewusst wurde, sondern nur von einer Eigentümlichkeit der homerischen Poesie. Wir haben also gesehen, den naiven Sinn des Homer interessiert die Handlung, und diese erregt seine Phantasie. Daher finden wir auch in solchen Fällen, wo wir nur eine blosse Beschreibung erwarten, überall Handlung und nur andeutungsweise Darstellung des Körperlichen. Wenn seine Helden eine Seefahrt unternehmen, so beschreibt er nicht das Schiff, die Matrosen rüsten vor unsern Augen das schöngebordete Schiff, richten hoch auf den fichtenen Mast, spannen schimmernde Segel mit wohlgeflochtenen Riemen, und dahin fährt das rasche Schiff mit günstigem Wind. Es fällt Homer nicht ein, nach Art der modernen Dichter die Kleidung und Rüstung der handelnden Personen zu beschreiben; vor unsern Augen bindet der Gott Hermes die schönen goldenen Sohlen unter die Füsse, ergreift den Stab, mit dem er die Augen der Sterblichen zuschliesst und die Schlummernden wieder erweckt, und eilt von dannen. Im fünften Buch der Ilias wollen Here und Athene den bedrängten Achaiern zu Hülfe kommen.

Here schirrt die goldgezügelten Rosse an; unterdessen rüstet Hebe den Schlachtwagen, der in seine Teile auseinander genommen an seinem bestimmten Platze gelagert war. Der Wagen ist ein Wunderwerk, grossenteils aus Edelmetallen, wahrscheinlich vom Erzkünstler Hephaistos geschaffen. Hebe setzt den Wagen aus den einzelnen Teilen wieder zusammen, deren Schönheit durch Epitheta angedeutet wird. Der Farbenglanz und die kostbaren Metalle der Räder fesseln den Dichter einen Augenblick und verführen ihn gleichsam zur näheren Beschreibung, einer Art der Darstellung, die er dann noch in den folgenden zwei Versen unwillkürlich fortsetzt V. 724—728, (V. 723 lehnt sich noch eng an das Thätigkeitswort *βάλε* an, in Vers 729 ist *πέλε* ein verbum der Bewegung); aber mitten in der kurzen Beschreibung ruft er, als ob er doch nur seine und und aller Menschen und Götter Erstaunen bezeichnen will, voll Entzücken aus *θαῦμα ἰδέσθαι* und geht alsbald in v. 729 wieder zur Handlung über. Eingefügt wird die silberne Deichsel, am Ende derselben befestigt Hebe das goldene Joch, dem sie die schönen goldenen Seile umschlingt. Endlich führt Here die schnellfüssigen Pferde unter das Joch. (Jl. 5, 720—732.)

Grossartig und erhaben sind die folgenden Verse, in denen Athene, die mächtige Kriegsgöttin, ihre Rüstung anlegt (Jl. 5, 734—747).

αὐτὰρ Ἀθηναίη, κούρη Διὸς αἰγιόχοιο,
πέπλον μὲν κατέχευεν ἑανὸν πατρὸς ἐπ' οὔδει
ποικίλον, ὅν ῥ' αὐτὴ ποιήσατο καὶ κάμε χερσίν
ἣ δὲ χιτῶν' ἐνδῦσα Διὸς νεφεληγερέταο
τεύχεσιν ἐς πόλεμον θωρήσσετο δακρυόεντα.
ἀμφὶ δ' ἄρ' ὤμοισιν βάλετ' αἰγίδα θυσσανόεσσαν,
δεινήν, ἣν περὶ μὲν πάντῃ φόβος ἐστεφάνωται,
ἐν δ' Ἔρις, ἐν δ' ἀλκή, ἐν δὲ κρυόεσσα ἰωκή,
ἐν δέ τε Γοργείη κεφαλὴ, δεινοῖο πελώρου,
δεινή τε σμερδνή τε, Διὸς τέρας αἰγιόχοιο.
κρατὶ δ' ἐπ' ἀμφίφαλον κυνέην θέτο τετραφάληρον,
χρυσείην, ἑκατὸν πολίων πρυλέεσσ' ἀραρυῖαν.
ἐς δ' ὄχεα φλόγεα ποσὶ βήσετο, λάζετο δ' ἔγχος
βριθὺ μέγα στιβαρόν, τῷ δάμνησι στίχας ἀνδρῶν
ἡρώων, τοῖσίν τε κοτέσσεται ὀβριμοπάτρη.

Grandios sind die Schlusswörter der einzelnen Verse, besonders das letzte *ὀβριμοπάτρη*, d. h. die starke Tochter des starken Vaters. Von dem Eindruck der furchtbaren Aegis gefesselt, gibt der Dichter sich der näheren Betrachtung derselben hin in vier beschreibenden Versen (v. 739—742); aber diese vier Verse verraten trotz der Beschreibung eine solche Erregung des Dichters in dem viermal wiederholten Ausdrucke *ἐν δὲ* und in dem dreimal wiederkehrenden, inhaltschweren Worte *δεινός*, dass wir kaum in denselben Leben und Bewegung vermissen. Auch bei dem grossen, kunstvollgeschmückten Helme hält sich der Dichter durch Häufung der Ephitheta länger auf und ebenso bei der mächtigen Lanze; doch es lehnen sich diese Zusätze fest an ein Substantivum, das einem Thätigkeitswort untergeordnet ist. Wir dürfen also wohl über diese beiden schönen Darstellungen sagen, dass sie fast nur Handlung enthalten, und selbst die geringe Anzahl beschreibender Verse in denselben durch die Gemütserregung des Dichters Leben und Bewegung empfängt.

Gegen diese Stellen bildet die Erzählung, wie Agamemnon sich zur Schlacht rüstet, einen auffälligen Gegensatz (Jl. 11, 15—45). Zeus hat durch die Eris unbändige Kampfeswut unter den Achaiern entflammt. Nachdem Agamemnon sein Volk zu den Waffen gerufen, rüstet er sich selbst, und zwar legt er, wohl im Bewusstsein, dass er grosse Thaten vollbringen werde, seine glänzend-

sten Waffen an. Das Ganze ist wieder Handlung mit eingeflochtener Beschreibung. Wohl halten wir es für natürlich, dass der Dichter den Hauptstücken der Rüstung wegen ihrer Schönheit eine grössere Beachtung widmet und Harnisch und Schild anschaulicher vergegenwärtigt; aber hier finden wir doch im Verhältnis zu der Darstellung der obigen Prachtrüstung, wo nur vier beschreibende Verse die Handlung unterbrechen, ein Uebermass von Beschreibung. Nachdem der Ursprung des Harnisches in vier Versen erzählt, wird derselbe noch in fünf Versen beschrieben. Acht nur beschreibende Verse teilt der Dichter dem Schild und Schildriemen zu, und doch wird er nicht von einem solchen Staunen gefesselt, als bei dem herrlichen Schlachtwagen der Here oder der Prachtrüstung der Athene. Es ist daher wohl kein Zweifel, dass ausschmückende Zusätze späterer Bearbeiter die Erzählung verunstalten. Obwohl mir nicht die Litteratur über diese Stelle zu Gebote steht, glaube ich dennoch sagen zu dürfen, dass z. B. v. 36 u. 37 karrikierte Erinnerungen aus Ilias 5, 739—742 sind. Nachdem der Stahlbuckel in die Mitte des Schildes gesetzt war, hat der Satz *φόβος ἐστέφανωτο* aus Jl. 5, 739 den Interpolator zu der ungeschickten Nachahmung verführt, der auch den Ausdruck *δεῖμος* wohl aus dem in der ersten Stelle dreimal wiederholten Worte *δεινός* entnommen hat. In der Darstellung des fünften Buches ist nämlich das Haupt der Gorgo als dämonisches Schreckbild ein angemessener Mittelpunkt des Schildes; hier sehen wir in der Mitte einen unschönen und unnötigen Stahlbuckel (das Medusenhaupt könnte ja zweckdienlich den Buckel vertreten), während dann erst um den Omphalos herumgelegt und zurückgedrängt das so wirksame Bild der Gorgo, sowie der Kopf des Deimos und Phobos erscheint.

Ein herrliches Beispiel homerischer Poesie ist wieder die Darstellung von dem Schilde des Achilleus (Jl. 18, 478—608). Wiewohl viele Gelehrte über diese Stelle Abhandlungen geschrieben, so hat doch noch immer der grosse Kritiker Lessing in seinem Laokon auf die anregendste und klarste Weise die Schönheiten dieser Stelle enthüllt.

Schauplätze werden nur von Homer gezeichnet, wie Jordan mit Recht sagt, vermittelst der auf ihnen geschehenen Handlungen. So z. B. der schöne Park und die anmutige Grotte der Nymphe Kalypso (Od. 5, 58—73). Schon aus der Ferne bemerkt der Botschaft bringende Hermes die Grotte, deren Thüre offen steht. Auf dem Herde flammt ein loderndes Feuer, der Duft des brennenden Zedernholzes durchwallt die ganze Insel. Die Nymphe wirkt *ἀοιδιάουσ' ὀπὶ καλῇ* mit goldener Spule ein Gewebe. Ehe der Gott in die Grotte eintritt, durchschreitet er ein kleines Wäldchen von Erlen, Schwarzpappeln und wohlduftenden Cypressen, in denen mannigfache Vögel nisten. Um das Felsengewölbe selbst rankt ein Weinstock in üppigem Wuchs, voll prangender Trauben. Vier Quellbäche murmeln mit schimmerndem Wasser durch die nachbarliche Grasflur, welche Violen und Eppich schmücken. In dem klar und anmutig gezeichneten Landschaftsbilde ist überall Leben und Bewegung, und es macht selbst auf den Gott einen solch' bezaubernden Eindruck, dass er in Betrachtung gesunken stehen bleibt und dann erst in die Grotte geht. Man vergesse hier nicht die Aufmerksamkeit der Schüler auf die Einfachheit der homerischen Poesie hinzulenken, die gegen die üppigen Naturschilderungen der modernen Dichter einen so angenehmen Gegensatz bildet. Jordan sagt in seinem Aufsatz über die Kunstgeheimnisse Homers: „Und so wird denn durch dieses reizende kleine Paradies direkt zwar die Natur, in Wahrheit aber die innerste Seele des Odysseus gezeichnet; denn seine Treue und Heimatsliebe sind gross genug, um alle diese Verlockungen, die sogar ein Gott entzückend findet, für nichts zu achten". So sentimental ist denn doch nicht weder der naive Dichter noch der lebensfrohe Odysseus. Nach dem Schiffbruche pflegte Odysseus mit vielem Behagen der Ruhe in all' den Herrlichkeiten; als aber schliesslich dem verständigen Helden das sinnliche Weib im höchsten Grade zuwider wurde, da erinnerte er sich an seine edle Gattin und die liebe Felseninsel Jthaka (Od. 5, 153).

Eine ausführliche Beschreibung der sogenannten Ziegeninsel finden wir im neunten Buche der Odyssee (v. 116—141). Wenn man aber diese Verse genauer betrachtet, so spricht der Dichter mehr von der Thätigkeit der Menschen, die sich auf der Insel entwickeln könnte. Jäger würden dort ergiebige Jagdbeute finden; Ansiedler würden aus der Insel, welche wasserreiche Wiesen, fetten Ackerboden und einen sichern Hafen mit kühlem Quellwasser darbietet, ein fruchtbares, reiches Land machen. Diese Insel gewährte dem Odysseus und seinen Genossen genug Nahrung in den wilden Ziegen; seine Schiffe aber hatten in dem bequemen Hafen einen sicheren Aufenthalt trotz der Nähe der gefährlichen Kyklopen, welche dort eine andere, alles ohne Arbeit der Riesen hervorbringende Insel bewohnten und weder Schiffe noch Kähne besassen. Ich glaube nicht, dass der Dichter durch den wilden Zustand der nachbarlichen Insel, wie Jordan behauptet, die Rohheit der Kyklopen kennzeichnen wollte, die er ja in den vorigen Versen viel besser schon geschildert hat.

Im dreizehnten Buche der Odyssee begegnen wir einer reizenden Darstellung der Phorkysbucht in Ithaka mit einer Grotte der Nymphen. Zwei vorspringende Felsen bezeichnen den Eingang und schützen gegen die andringende Flut. Schiffe laufen ein und liegen dort fest ohne Haltseil. In die schattige Grotte fliegen summend die Bienen, welche den Nymphen Nahrung bereiten in aufgestellten Krügen und Urnen; eine plätschernde Quelle bietet einen angenehmen Labetrunk; die Göttinnen selbst gehen am Webebaum auf und ab, um purpurne Gewänder zu wirken; Götter und Menschen steigen auf verschiedenen Wegen in die kühle Wölbung, die ersten von Süden, die andern von Norden. Wir haben hier also wieder eine Zeichnung, voll von Leben und Bewegung (Od. 13, 96—112).

Das Gehöft des Eumaios wird nicht beschrieben, sondern der Dichter erzählt uns, wie der fleissige Sauhirt sich alles selbst erbaut und praktisch eingerichtet hat (Od. 14, 5—20).

Eine andere Art, körperliche Gegenstände der poetischen Darstellungsweise anzubequemen besteht darin, dass man den Eindruck, die Bewegung und Erregung schildert, welche sie in dem menschlichen Gemüte hervorrufen. Dies kannte auch schon der Genius des grossen Homer und hat es oft genug angewandt. Als Telemachos und Peisistratos in den Palast des gottbegnadeten Königs Menelaos treten, da wundern sie sich über die dort herrschende Pracht, denn wie Sonnen- und Mondenglanz strahlt es in dem hochgewölbten Hause des Menelaos (Od. 4, 44). Wie sie dann in einem geräumigen, herrlich geschmückten Saale bei der Tafel sitzen, da raunt Telemach seinem Reisegefährten staunend ins Ohr: „Beachte doch, Nestoride, den Blitzglanz von Erz und Gold, von Bernstein, Silber und Elfenbein! so sieht's wohl aus in dem Palaste des olympischen Zeus (Od. 4, 71).

Viel gestritten wird über die lang ausgedehnte Beschreibung des Palastes und des Gartens im Gehöft des Königs Alkinoos, welche sich über 49 Verse erstreckt (Od. 7, 83—132). Einige Gelehrte wollen alle diese Verse dem Homer erhalten wissen und suchen dieselben auf eine sehr künstliche Weise zu retten. Bedeutende Männer der neueren Zeit sind durch Widersprüche in den Gedanken wie in der Sprache zu der Ansicht gekommen, dass den grössten Teil der 49 Verse eine Einschiebung der späteren Zeit bilde. Lehrs hat alle Beschreibungen der Wunder im Innern des Hauses, welche Odysseus von dem Vorhofe aus nicht schauen konnte, nicht im Einklang mit v. 133 gefunden. Demnach fallen v. 95—111 als unecht fort. Aus dem vierten Buche sind v. 84 u. 85 wörtlich entnommen, und während sie hier, wo Odysseus nicht in das Innere des Hauses blicken kann, keinen Sinn haben, finden sie im vierten Buch ihren rechten Platz. Von der Schilderung des Palastes bleiben dann noch 6 Verse übrig (v. 86—94), welche in kurzen Worten das Wunderbare des Palastes darstellen. Gegen die Echtheit der Beschreibung des Gartens sind

dieselben Bedenken erhoben. Lehrs, Friedländer und andere namhafte Gelehrte verwerfen auch diese Verse. Und in der That, wenn wir die Einfachheit in der Beschreibung des kleinen Paradieses der Göttin Kalypso, das doch der Gott Hermes nicht genug bewundern konnte, mit dieser üppigen Schilderung vergleichen, so möchte man leicht den Beigeschmack einer späteren Zeit empfinden.

Erfordert es der Gang der Erzählung, bestimmte äussere Kennzeichen eines körperlichen Gegenstandes anzugeben, so scheut der Dichter nicht die wirkliche Beschreibung, weil hier eine andere Darstellung nur Unklarheit hervorrufen würde. Solche gewissermassen notwendigen Beschreibungen müssen dem Dichter eines grösseren Werkes gestattet sein und besonders dem Homer, welcher davon nur einen sehr bescheidenen Gebrauch macht. Im sechsten Buche der Odyssee v. 261 will Nausikaa, da sie wegen übler Nachrede die Begleitung des stattlich schönen Odysseus vermeidet und allein nach Hause fährt, dem fremden Gast den Weg zur Stadt andeuten. Daher spricht sie also: „Hoch ragen und weithin sichtbar die Ringmauern der auf einer Landzunge gebauten Stadt; vor derselben verengen zwei Buchten die Insel zu einem schmalen Wege, dort sind Schiffe ans Land gezogen; der Weg führt auf den Markt, in dessen Mitte ein Altar des Poseidon prangt; auf dem Markte sieht man das emsige Treiben der Handwerker, welche das Takelwerk der Schiffe besorgen. Fünf Verse der Beschreibung dienen als Merkzeichen des Weges, und dann sind wir schon wieder mitten unter den thätigen Phäaken. Nachdem Odysseus in Ithaka von den Phäaken schlafend ans Ufer gebracht war und, von einem tiefen Schlafe endlich erwacht, sein Vaterland nicht wieder erkannte, da fragte er die Göttin Athene, welche in Gestalt eines Hirten genaht war, was für ein Land er vor sich habe. Die Göttin antwortete, er müsse ein Thor oder ein Fremdling aus weiter Ferne sein, falls er diese berühmte Insel nicht kenne; obwohl sie felsig und schmal, nicht reich an Ackerland sei, so habe sie doch bei der Fruchtbarkeit des Landes genug Getreide, ergiebige Weinberge, grasreiche Matten für Ziegen und Rinder, herrliche Wälder und nie versiegende Quellen, aber ihren Ruhm feiere man durch die ganze Welt bis nach Troja hin (Od. 13, 242—247). Sechs Verse der Beschreibung sind hier als äussere Kennzeichen der Insel in die Erzählung eingeflochten, um den ratlosen Odysseus zu überzeugen, dass er in seiner lieben Heimat sei. Weiter nichts als äussere Kennzeichen enthalten die vier Verse, welche den Königshof des Odysseus beschreiben (Od. 17, 265—268). Derartige Darstellungen erfüllen einen bestimmten, untergeordneten Zweck und drängen sich in ihrer bescheidenen Ausdehnung durchaus nicht vor.

Wie Homer die sinnlich anschauliche Schönheit lebender Wesen darstellt, darüber hat Lessing in seinem Laokoon die scharfsinnigsten Bemerkungen gemacht. „Körperliche Schönheit", sagt Lessing, „entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger Teile, die sich auf einmal übersehen lassen. Der Dichter, welcher die Elemente der Schönheit nur nacheinander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit als Schönheit gänzlich." Wie wahr und richtig diese Behauptung ist, haben die Schüler oft genug instinktmässig gefühlt bei der Lektüre moderner Romane. Wenn dort die Helden und Heldinnen der Erzählung von dem Scheitel bis zur Sohle ganz gewissenhaft beschrieben werden, so pflegt der naive Sinn der Jugend solche Stellen als langweilig zu überschlagen und beginnt erst dort wieder zu lesen, wo die Handlung fortgesetzt wird. Dieser naive Sinn, nicht der bewusste Kunstgriff leitete auch den Genius des Homer an der Klippe einer Schilderungssucht sicher vorüber, an der so viele moderne Dichter scheitern. Die Beschreibung der körperlichen Schönheit hebt die Illusion auf und gibt nie einen Gesamteindruck; denn wer die Schönheit in ihren Teilen schildert, der stellt, statt die Kunst vergessen zu machen und gleichsam Wirklichkeit hinzuzaubern, künstlich vor dem Geiste des Lesers

das beabsichtigte Bild zusammen, und da der Leser, von dem einzelnen Teile gefesselt, an die vorhergehenden nicht mehr denkt, so wird nie ein ganzes Bild für die Phantasie gewonnen. Ein solcher Dichter gleicht, um mit Lessing zu reden, einem Baumeister, der ein Schloss auf einem Berge bauen will, dem aber die heraufgeschleppten Steine auf der andern Seite wieder hinunterrollen. Der naive Sinn des Homer schildert die Schönheit durch den tiefen Eindruck, den dieselbe auf den Beschauer macht, und setzt so unsere mächtig erregte Phantasie in Thätigkeit, um mit Blitzesschnelle sich ein ähnliches Bild zu schaffen durch harmonische Vereinigung aller ihr bekannten schönen Formen. Oder der griechische Dichter greift in dem instinktmässigen Bewusstsein der Ohnmacht zum Vergleiche und zwingt die Phantasie des Lesers, sich die anschaulich zu machende Schönheit nach der ganzen bekannten Figur des Vergleiches plötzlich und nicht stückweise zu bilden. Zuweilen zeigt uns Homer die Schönheit in Bewegung, so dass uns dieselbe durch Anmut oder Reiz lebhaft fesselt. Wenn aber der Dichter von der Schönheit seiner Personen zur höchsten Begeisterung hingerissen wird, so setzt er alle diese Mittel der Poesie zugleich in Thätigkeit, um den Leser in seiner Phantasie zum Bilden und Schaffen eines unübertrefflichen Ideals der Schönheit anzuregen.

Doch wozu soll die Betrachtung noch weiter ausgedehnt werden? Für den Schüler sind konkrete Beispiele die Hauptsache. Drei durch ihre Schönheit berühmten Frauen begegnen wir in der Ilias und Odyssee, der Henela, Penelope und der noch unvermählten Nausikaa; Helena spielt in der Ilias und Odyssee, Penelope und Nausikaa in der Odyssee eine wichtige Rolle. Die Schönheit der Helena macht den Paris zum Verbrecher gegen die Heiligkeit des Herdes und Gastrechts, und so entsteht der trojanische Krieg. Priamus, Hektor und viele andere der adligen Troer ehren die schöne Frau und tragen um sie zehn Jahre alle Mühen und Opfer eines heimischen Krieges. Als nach der Eroberung Trojas Menelaos hochbeglückt, dass er die schöne Gemahlin wieder erworben, nach der Heimat zurückgekehrt war, lebt Helena in grossem Ansehn am Königshofe zu Sparta, von allen wegen ihrer Schönheit bewundert, welche dorthin kommen. Und doch beschreibt der Dichter nirgends in der Ilias und Odyssee diese so berühmte Schönheit oder ihre jedenfalls prachtvolle Kleidung ausführlich. Er nennt sie in der Ilias die weissarmige, die schöngelockte Helena (3, 121 u. 329), die sich hüllt in weissschimmerndes Gewand und silberfarbenen Schleier (3, 140 u. 419). Doch wie die troischen Greise diese Helena zum Skäischen Thore dahergehen sehen, so lässt Homer die Alten, welche von dem Eindruck der Schönheit überwältigt sind, leise zu einander jene inhaltschweren Worte sprechen: *οὐ νέμεσις* etc.

οἱ δ' ὡς οὖν εἴδονθ' Ἑλένην ἐπὶ πύργον ἰοῦσαν,
ἦκα πρὸς ἀλλήλους ἔπεα πτερόεντ' ἀγόρευον
„οὐ νέμεσις Τρῶας καὶ ἐυκνήμιδας Ἀχαιοὺς
τοιῇδ' ἀμφὶ γυναικὶ πολὺν χρόνον ἄλγεα πάσχειν·
αἰνῶς ἀθανάτῃσι θεῇς εἰς ὦπα ἔοικεν·

Sehr gut lässt der Dichter die Schönheit sich bewegen; denn dadurch wird diese in den wirksameren Reiz verwandelt, der einen so mächtigen Eindruck sogar auf das kühle Herz der Greise ausübt, dass sie an unsterbliche Göttinnen lebhaft erinnert werden. Wir finden hier also alle drei Mittel zur Zeichnung der Schönheit angewandt. Wie mächtig wird durch die so einfache Darstellung die Phantasie des Lesers angeregt! Die vollkommenste Frauenschönheit, welche je in Wirklichkeit oder im Bilde dem Leser begegnet ist, schaut seine Phantasie in gratiösester Bewegung einher gehen. Als Telemach mit seinem Reisegefährten im Palaste des Menelaos am Mahle sich gesättigt hat, da erscheint plötzlich Helena vor den Männern im Saale, deren gefeierte Schönheit doch die Fremdlinge in das höchste Staunen setzen muss. Trotzdem hat Homer nur einen Vers für

die Schönheit der Helena (Od. 4, 122), der aber wirksamer ist als eine lange Schilderung. Indem der Dichter die schöne Frau mit der Artemis vergleicht, zwingt er die Phantasie seiner Leser, sich die schlanke Gestalt, die blühende Frische und die edlen Züge einer Göttin hinzuzaubern, deren Schönheit aller Beschreibung und künstlichen Darstellung spottet. Im vierten Buch der Odyssee (v. 305) ist dem Dichter Helena die göttliche Frau mit langem Gewande. Also keine Schilderung, sondern nur eine kräftige Andeutung der Schönheit; keine ausgedehnte Beschreibung des Gewandes, welche bei den neueren Romanschreibern um so widerwärtiger ist, weil doch das Gewand, wie Schiller mit Recht sagt (Abhandlung über das Pathetische) das Nebensächliche und Zufällige am Menschen bildet. Als Helene beim Abschiede des Telemach ein Wahrzeichen zu Gunsten des Odysseus erklärt, da sagt der Jüngling, entzückt über die Klugheit, Menschenfreundlichkeit und sicherlich auch über die Schönheit der Helena: „Möge Zeus, der gewaltig donnernde Gemahl der Here, deine Weissagung vollenden; so will ich ich dich auch in meiner Heimat wie eine Göttin verehren (Od. 15, 183). Mit einem solchen Eindruck scheidet der Königssohn, und einen solchen Eindruck empfinden mit ihm die Leser.

Auch die Schönheit der Penelope, um deren Hand so viele adlige Freier lange Jahre unverdrossen warben, beschreibt der Dichter nicht, sondern veranschaulicht dieselbe durch Vergleiche und den hinreissenden Eindruck, den Penelope auf ihre Umgebung macht. Als Telemach von seiner Seefahrt in den väterlichen Palast zurückkehrt, da kommt ihm Penelope entgegen, der Artemis gleich und der goldenen Aphrodite (Od. 17, 37). Also eine gottähnliche Schönheit soll sich unsere Phantasie vorstellen, die einhergeht, gross und schlank wie die Jagdgöttin Artemis und in Liebreiz strahlend wie das glänzende Antlitz der Aphrodite. Welch' überwältigenden Eindruck muss eine solche Frau auf die Bewerber machen, wenn Athene ihre Schönheit noch über alles Mass erhöht! (Od. 18, 191). Wie Penelope so verherrlicht in die Versammlung der Freier tritt, da erbeben den Freiern, bei dem wundervollen Anblick gleichsam vom Schlage getroffen, die Glieder, und von einem mächtigen Liebeszauber werden sie alle ergriffen (Od. 18, 212). Hier wird unsere gestaltende Phantasie in die höchste Thätigkeit gesetzt, und wir glauben die Frau persönlich gegenwärtig zu sehen, nachdem sie unser Geist mit den idealen Formen der weiblichen Schönheit ausgeschmückt hat; „denn malet uns, Dichter,“ sagt Lessing, „das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt.“

Nun sollte man denken, das Bild der Helena und Penelope sei nicht zu übertreffen, und die Erscheinung der Nausikaa müsse gegen einen solchen Glanz verdunkelt werden. Weit gefehlt. Indem die Phantasie des Dichters für die jugendliche Schönheit, welche durch den zarten Glanz edler Jungfräulichkeit noch verklärt wird, in höchster Begeisterung erglüht, steigert er seine Kraft und bringt wiederholt alle seine Mittel zur Anwendung, um auch unsere Phantasie, obwohl sie bereits auf Veranlassung des Dichters ein schönes Bild sich von der Jungfrau entworfen, immer von neuem wieder anzuspornen, ein noch schöneres und herrlicheres Bild von diesem gefeierten Wesen zu schaffen. Als Odysseus, allein aus dem Schiffbruch gerettet, verlassen am Strande der Phäakeninsel eingeschlafen ist, will die Göttin Athene durch einen Traum die Königstochter Nausikaa auffordern, am Meerufer die Wäsche zu reinigen, damit sie bei der Gelegenheit dem Odysseus Hülfe bringe. Die Göttin tritt in das prangende Schlafgemach. Dort schlummert die Jungfrau auf ihrem Lager, an Wuchs und Aussehen den olympischen Göttinnen gleich, neben ihr zu beiden Seiten der Thüre zwei Dienerinnen, von den Charitinnen mit Schönheit geziert (Od. 6, 16—18). Es ist die ruhende Schönheit, durch Vergleich und Kontrast dargestellt; Nausikaa, durch ihre wunderbare Schönheit gleich den Göttinnen, überstrahlt die durch ihre Schönheit glänzenden Dienerinnen.

Wessen Phantasie fühlt sich hier nicht schon mächtig angeregt? Aber der Dichter weiss unsere Phantasie noch mehr anzuregen. Nachdem Nausikaa, durch den Traum veranlasst, ans Meerufer gefahren und dort ihre Arbeit mit Hülfe der Dienerinnen vollbracht, so beginnt die schöne Jungfrau ein Ball- und Reigenspiel und singt dazu mit klarer Stimme. Die Schönheit in zierlicher Bewegung begeistert den Dichter zu jenem herrlichen ausführlichen Vergleich, in welchem wieder alle seine Mittel zur Darstellung derselben ihm die wirksamsten Dienste leisten (Od. 6, 100—109). Artemis die Jagdgöttin, geht herab vom hohen Taygetosgebirge, froh der Eber und Hirsche, die rasch von dannen eilen; um die Göttin scherzen begleitende Nymphen, Töchter des mächtigen Zeus. Da erblickt die Mutter Leto ihre stattlich schöne Tochter und erfreut sich des Anblicks; denn mit Haupt und Antlitz ragt Artemis hervor über die Gespielinnen, und leicht ist die Göttin erkenntlich, obwohl sie alle schön sind. Dieser inhaltreiche Vergleich nötigt unsere Phantasie, die Erscheinung der Nausikaa zu malen, wie sie in der Schar der munteren, schönen Mädchen durch Grösse und Schönheit hervorragt und in anmutiger Bewegung dahinschwebt. Da aber auch dies Bild der Nausikaa den begeisterten Dichter noch nicht befriedigt, so lässt er den Odysseus jene verherrlichenden Worte sprechen, in denen alles, was die Götter- und Menschenwelt, was die weite Natur an Schönheiten darbietet, vereint wirksam wird, um dem Leser in der Nausikaa das unübertroffene Schönheitsideal zu veranschaulichen. Und doch beschreibt der Dichter nicht die Schönheit der Jungfrau, sondern vergleicht sie mit andern Wesen und stellt den Eindruck dar, welchen dieselbe auf ihre Umgebung macht, so oft ihre Schönheit bei anmutiger Bewegung im höchsten Glanz strahlt. Der vielgewanderte Odysseus staunt über ihren stattlichen Wuchs und ihre wunderbare Schönheit und ist in Zweifel, ob er sie für die Göttin Artemis, oder für eine Sterbliche halten soll. „Bist du eine Sterbliche", sagt er weiter, „dreimal glücklich die Eltern, dreimal glücklich die Brüder, wenn sie, von Wonneschauer im Herzen durchbebt, einen solchen Spross zum Reigentanz unter die Schar der edlen Jungfrauen treten sehen, welche sie alle durch Schönheit überragt! Wie unermesslich gross muss aber das Glück des Bräutigams sein, der dich als Gattin heimführt in sein Haus!" Wir haben hier also wieder den Eindruck der Schönheit in reizender Bewegung, wie sie entweder mit zierlichem Fuss den Reigen zu schlingen beginnt, oder mit gemessenem Schritt, die Wangen gerötet von holder Scham, in dem Hochzeitszuge einhergeht zu dem Hause des ihr vermählten Jünglings. Odysseus kann nicht genug sein Erstaunen über eine solche Schönheit kundgeben, und schliesslich vergleicht er sie mit einer schlanken, dem Apollo geheiligten Palme, welche er einst auf seiner Wanderung in Delos neben dem Altare des Gottes voll Bewunderung geschaut. Obwohl die Worte als ein Prachtwerk der Redekunst des klugen Odysseus gelten können, so hat der Leser doch auch die Ueberzeugung gewonnen, dass Odysseus hier nicht bloss aus Not der jungfräulichen Eitelkeit schmeichelt; denn der Dichter hat uns schon im voraus an zwei Stellen auf diese herrliche Schönheit aufmerksam gemacht, und diese drei Stellen bilden in ihrer Vereinigung eine wunderbare Klimax für die Veranschaulichung der Schönheit. Helena, Penelope, Nausikaa glänzen also durch ihre äussere Schönheit, aber mehr noch feiert sie der Dichter wegen ihrer geistigen Schönheit; weil durch ihre harmonische Form die innere geistige Harmonie hervorleuchtet, so werden sie ideale Schönheiten, Wesen einer andern Welt und den Göttern gleich.

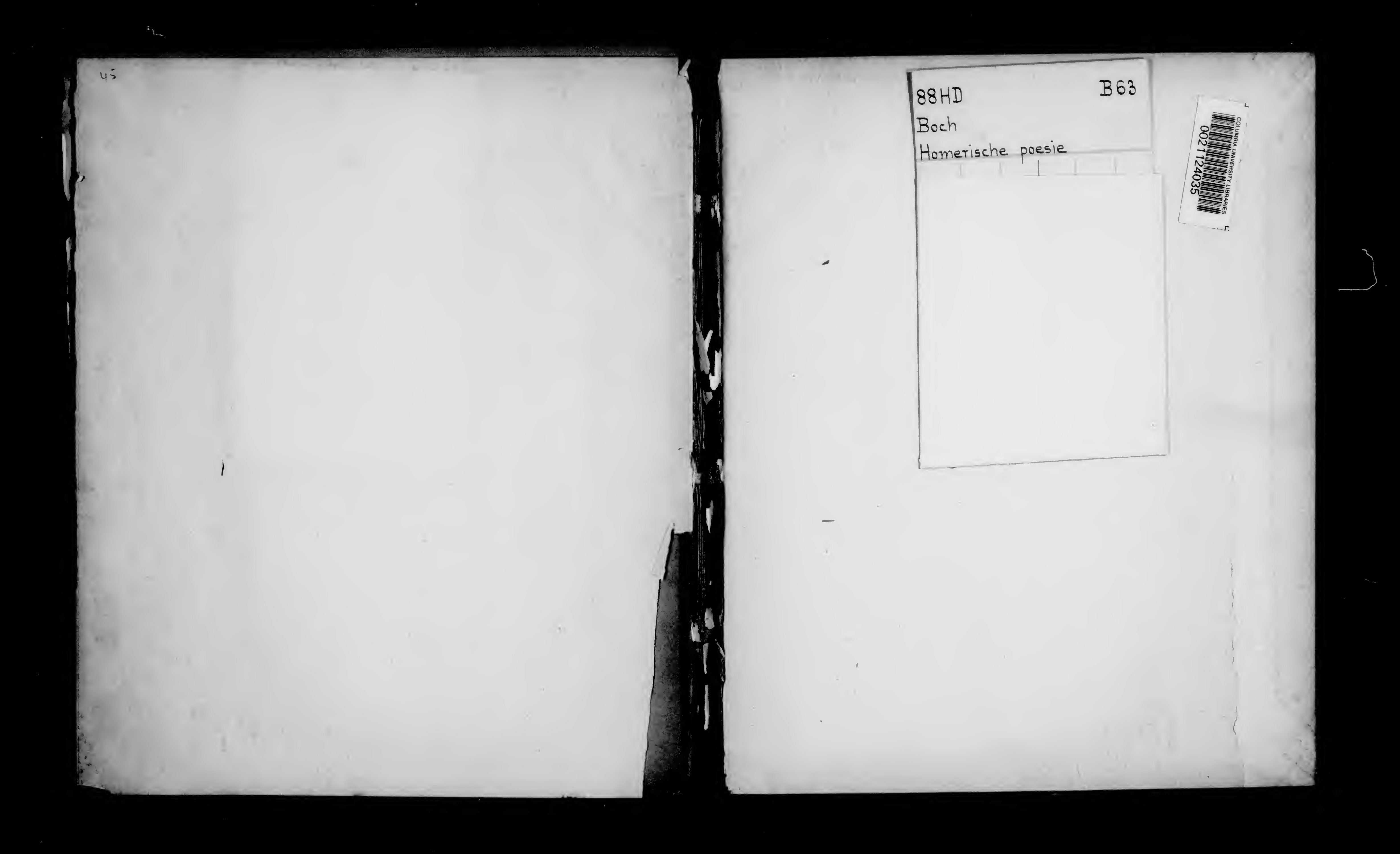
*) Dass solche Ideale von Frauen und auch von Männern, wie wir oben gesehen, in Leben

---

*) **Anm.:** Raum und Zeit gebieten mir, die Arbeit hier abzubrechen. In den nächsten Jahren denke ich dieselbe wieder aufzunehmen, da ich nicht fürchte, dass unterdessen schon das Griechische als toter Ballast aus dem Gymnasium über Bord geworfen ist. Jener Volksbote, welcher neulich im Abgeordnetenhause eine solche Meinung vertrat, hat wohl nie den Homer und Sophokles, den Thukydides und Platon verstehen wollen.

und Kunst unter ihrem Volke aufblühten, darin besteht der Ruhm der Griechen und Deutschen. Die Griechen und Deutschen gehören daher zu den wichtigsten Nationen der Weltgeschichte. Die Griechen haben in den Künsten und Wissenschaften das Grossartigste geleistet, und nirgends findet sich in so früher Zeit die Idee der Humanität edler ausgebildet, oder herrlicher im Leben verwirklicht als bei den Griechen. Die Deutschen sind die Träger der modernen Kultur. Dieser Ruhm ist in dem Genius der beiden Nationen tief begründet, die in ihrer ganzen Eigenart, nicht bloss in der alten Abstammung einander so nahe verwandt sind. Nirgends aber offenbart sich der Genius dieser Völker schöner und reiner, als in jenen drei epischen Gedichten, welche bereits in der Einleitung angeführt sind; und so mögen dieselben nie aufhören, auf die Gemüter der Jugend läuternd zu wirken und dem Manne noch treue Begleiter im Leben zu sein, damit das deutsche Volk in der so materiell gesinnten Gegenwart nicht abirrt von der Verehrung und Pflege der edelsten Güter, welche einst zwei Nationen glücklich, gross und unsterblich gemacht haben.




45
88HD
B63
Boch
Homerische poesie
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0021124035

